

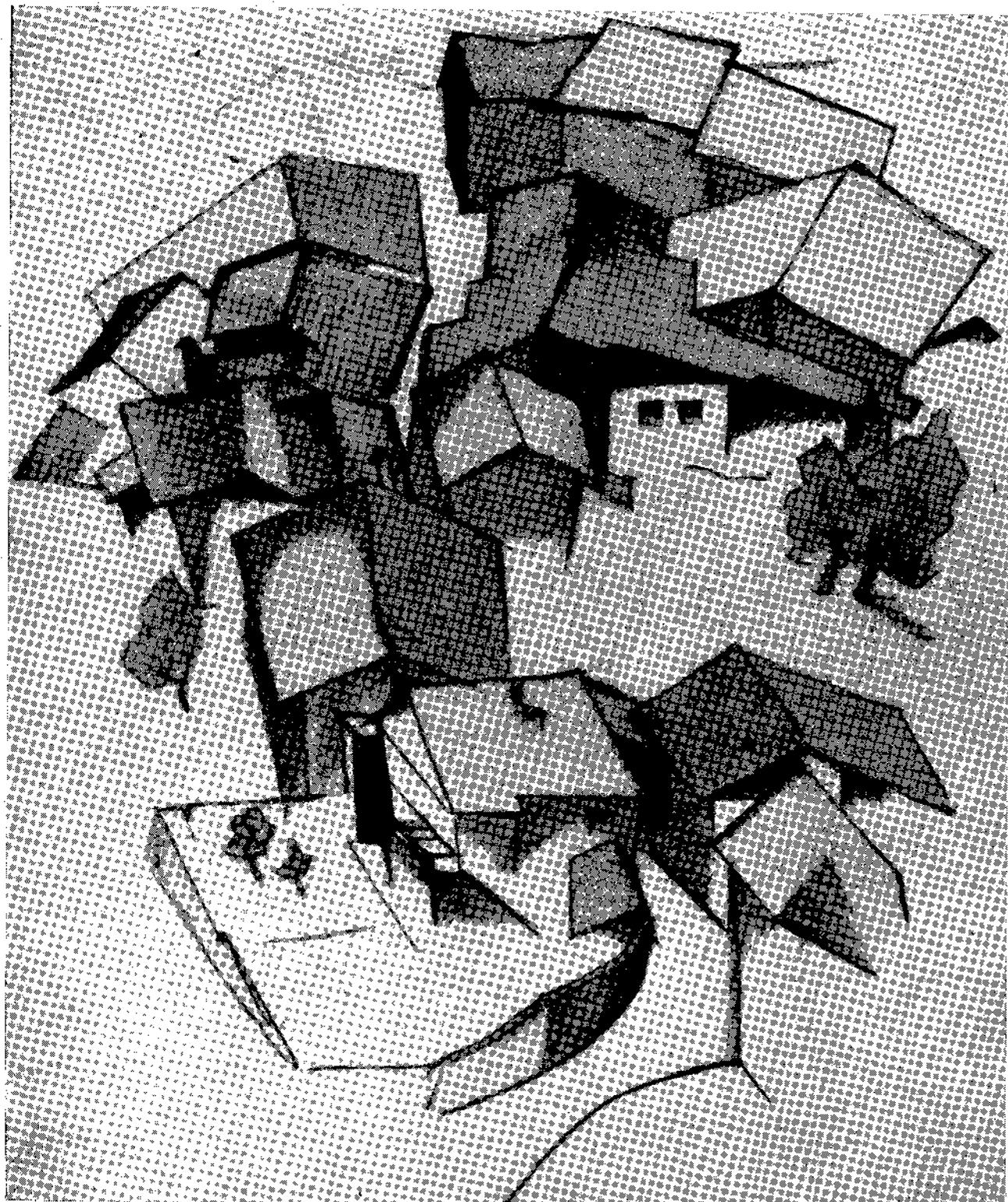
der fahrende skolast

SÜDTIROLER HOCHSCHÜLERZEITUNG

6. Jahrgang, Nummer 3

Bozen, August 1961

Jahresabonnement 500 Lire



Zeichnung: Robert Scherer

D
A
S
D
O
R
F

Der Student von heute

Sollte sich jemand die Zeit nehmen, meine Polemik, wenn ich diese Zeilen so nennen darf, durchzulesen, dann bitte ich diesen Jemand, sich während dieser Lektüre immer ein goldenes Sprichwort vor Augen zu halten: „Ausnahmen bestätigen die Regel.“ Dieses Sprichwort wird ihm sicherlich dazu verhelfen, mit weniger Wut und Empörung meinen Artikel zu verdauen, allerdings nur unter der Bedingung, daß er so unehrlich ist, sich als Ausnahme (-studenten) zu betrachten. Und da **UNEHRlichkeit** in unserer Zeit verhältnismäßig groß geschrieben wird, besteht in dieser Hinsicht eine nicht geringe Hoffnung.

In mediis res: Was ist der Student von heute? Der Student von heute (Ausnahmen bestätigen ...) ist vor allem kein Student mehr. Außerdem ist er weiter von der sogenannten, oft zitierten Allgemeinbildung entfernt, als die Russen von dem Tage, da sie eine Rakete in den Weltraum zu schießen im-

Das Dorf

Eigenwillig und ohne Planung: Häuser, Stadel, Ställe, Tore, Dächer, Gärten, Zäune, ein Brunnen, eine Kapelle. Der Backofen verengt die Gasse. Baumstämme. Ein Düngerhaufen. Es fehlt die Bezo-genheit der Stadt. Und die Sparsamkeit. Jeder Hof ist eine Welt für sich, in sich ruhend, eine Monade, wenn man so sagen darf. Alles wird wiederholt: der Stadel, der Stall, der Garten, der Backofen... die Eigenart des „Hofes“ prägt unser Dorf.

Unsere Heimat aber ist von der Eigenart des Dorfes geprägt. Der Großteil unseres Volkes lebt im Dorf. Touristen beneiden uns darum. Zumindest für einige Ferienwochen. Für uns aber wird es zum Problem: wir müssen das „Dorf“, das uns allen irgendwie noch innewohnt, und unser Denken bestimmt, erkennen und überwinden. Wir müssen sparsam werden, bezogener, da wir sonst zum Spielball der Entwicklung herabsinken.

Wir müssen Stellung nehmen. Wir müssen deuten: was in Moskau, Peking oder sonst irgendwo in der Welt geschieht, wirft seine Schatten bis in unser Dorf.

stande sind. Ein drittes Charakteristikum jener Massen, die heutzutage auf den Hochschulen inskribieren, ist ihr eifriges Bestreben und ihr heißer Wunsch, jenen Beruf herauszufinden, der viel Geld einbringen und eine sichere Position gewähren wird. Die Ironie des Schicksals bringt es manchmal mit sich, daß sich der so ausgewählte Beruf tatsächlich auch mit den Interessen des Studierenden deckt. Und viertens wollen die obengenannten Massen schnell „fertig werden“, wollen rasch diesen goldenen Beruf ausüben, der ihnen in nullkommanichts

den Fernsehapparat ins Haus schneit, den Benzingeruch ihres eigenen Autos schlucken und herrliche Urlaubsreisen (da wird der Herr Nachbar stauen!) unternehmen läßt, vom Nordpol bis Italien (Liebe inbegriffen) und Südafrika.

Darf ich mich kürzer ausdrücken: Erstens ist der Student von heute kein Student mehr; zweitens fehlt ihm jegliche Allgemeinbildung; drittens entscheidet bei seiner Berufswahl weniger die Neigung als die Aussicht auf guten Verdienst; und viertens versucht fast jeder, so schnell wie möglich sein Studium abzuschließen.

Unisono (auf deutsch: im Einklang) dröhnt es mir entgegen: Diese Behauptungen sind erstens einmal recht komisch, zweitens leichter aufgestellt als bewiesen. Diesem Einwand kann ich nicht widersprechen. Komisch sind meine Ansichten. Das Komische ist zuweilen aber das Richtige. Und was den Beweis betrifft, so kann ich natürlich nicht auf Grund einer mathematischen Formel die Richtigkeit meiner vier Charaktermerkmale des Studenten von heute bezeugen. Doch ich werde mich bemühen, im folgenden Abschnitt die Gründe aufzuzeigen, die in mir jedes Bild des heutigen Studenten entstehen ließen, wie ich es bereits weiter oben kurz umrissen habe.

Zu Charaktermerkmal 1. H. Heigert hat einmal gesagt: „Die Studentenschaft, die gibt's nicht mehr.“ Das ist das gleiche in lilla, was ich in rot behauptet habe: Der Student ist kein Student mehr. Früher war der Student die geistige Substanz seines Volkes, früher hatte er einen unvergleichlich höheren Anteil am Schicksal seines Volkes, früher gab es schon ganz und gar nicht den nichtssagenden Konformismus und das übliche Mitläufertum, die zu den Studenten von heute gehören wie die Luft zum Leben. Die Dynamik, die Explosivität ist abgelöst worden von einer erschreckenden Trägheit und Interesselosigkeit. Nun möge mir nicht etwa jemand als Gegenbeweis den Studentenkravall in Marburg beim Besuch von Dieckmann anführen. Diesem Jemand müßte ich nämlich antworten, daß dieser Studentenrummel, der eine blamable Schlappe für die sogenannte „westliche Freiheit“ war, nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern aus der spontanen Lust heraus inszeniert wurde, bei dieser passenden Gelegenheit alles kurz und klein zu schlagen und ein paar ostzonale Flaggen zu verbrennen; Es geschieht ja im Dienst der Freiheit! Etwas anderes sind die erschütternden Studentenaufstände in Südkorea und in der Türkei, und ich möchte in diesem Zusammenhang betonen, daß sich meine Beobachtungen vor allem auf die Studenten Westeuropas beziehen. Selbstverständlich möchte ich nicht nur die politische Passivität, d. h. das mangelnde gesunde Interesse am politischen Geschehen des jeweiligen Landes, des Studenten von heute anprangern, sondern auch seine auffallend konstante Interesselosigkeit

auf geistigem und kulturellem Gebiet. Aber darüber später unter Charaktermerkmal 2.

Da es erfahrungsgemäß langweilig wird, immer nur anzugreifen, vertausche ich jetzt für einen Moment die Rollen und spiele Verteidiger. Dem Vorwurf der Interesselosigkeit kann man begegnen, indem man mit Recht auf den riesig angewachsenen Lern- und Prüfungsstoff und auf die wirtschaftlich oft schwierige Lage der Studenten hinweist. „Können Sie sich vorstellen“, sagte ein Student, „was es heißt, in einer Welt zu studieren, die erfaßt ist von einem sinnverwirrenden Wirbel eines kommerziellen Aufschwungs? In einer Welt, deren Maßstäbe Geld, Erfolg, Bequemlichkeit, Ansehen sind, deren Leitwort „Nützlichkeit“ ist? Wissen Sie, was es heißt, Student zu sein in einer so merkantilen Atmosphäre, der alles Geistige suspekt, alles Kulturelle gleichgültig ist?“ Meine Antwort auf diese Frage: Student zu sein in unserer Zeit bedeutet vor allem bereits einen Beruf ausüben. Erst in letzter Zeit steht im Paß unter „Beruf“ mit voller Berechtigung: Student. Das Saufen und Bummeln gehören nämlich größtenteils der ehemaligen alten Burschenherrlichkeit an.

Nachdem ich mit diesen zwei Argumenten (Zeitmangel wegen des großen Prüfungsstoffes und wirtschaftliche Bedrängnis) den Verteidiger gemacht habe, gehe ich zu Charaktermerkmal 2 über und verlege mich wieder auf stürmische Offensive.

Charaktermerkmal 2 also: der erschreckende Mangel an Allgemeinbildung. Dazu folgendes Beispiel. Vor einiger Zeit führte Heinz Fischer Karwin im österreichischen Rundfunk ein Gespräch mit Herrn und Frau Jedermann. Unter diesen „Jedermann“ war auch ein Hochschüler. Bei den ersten, übersimplen Fragen ging es mit unserem tapferen Vertreter noch recht gut. Lediglich bei der Einwohnerzahl Österreichs haperte es ein wenig. Dann antwortete der Hochschüler auf die Frage nach einem Werk von Haydn mit: „Eroica“ Da wurde einem schon ein bißchen schwummerig. Dieses Gefühl verstärkte sich beträchtlich bei der Frage, wem die Daungasse in Wien ihren Namen verdankt. Daß unser Student nicht wußte, daß Daun Feldmarschalleutnant unter Kaiserin Maria Theresia war, sei verziehen, aber als er die Daungasse mit der Londoner Down(ing) Street in Verbindung brachte, konnte man nur zwischen zwei Möglichkeiten entscheiden; entweder einen Wutanfall bekommen oder zu unserem Vertreter bewundern aufschauen ob seiner Überkühnen, ja geradezu genialen Kombinationsgabe. Daß er schließlich nicht wußte, daß Heinrich Himmler Reichsführer der SS war, und in welchen Ministerien Österreichs Staatssekretäre amtieren, erübrigt sich wohl zu sagen. Es wäre wohl allzu billig, sich hinauszureden, daß dieser Student eine Ausnahme sei. Ganz im Gegenteil wird dieses absolute Versagen ein aufschlußreiches Licht auf die heutige Situation. Wenn es sich um die nötigen Grundpfeiler einer bescheidenen Allgemeinbildung handelt, kann auch beim besten Willen nicht Zeitmangel oder wirt-

(Fortsetzung auf Seite 8)

JUGENDLICHKEIT ALS IDEAL

Daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, erkennt jeder, der sich um Aufgaben und Probleme unserer Heimat bemüht. Große Pläne werden gefaßt, hinter denen oft kein echter Wille steht. Vergangenes wird heraufbeschworen, auf daß dessen Geist in uns Erneuerung finde. Altes, allzu Altes widersetzt sich Neuem; unter dem Banner des Neuen hinwieder verbirgt sich Falsches, falscher Fortschritt, falsche Erkenntnis. Und dann die tausend Anliegen, Vorschläge, Meinungen, Hinweise, Versuche... es fehlt oft die ordnende Kraft, die auslesende Hand, die Wichtiges vom Unwichtigen trennt. Unklarheit in den Zielen, Verworrenheit in den Mitteln und Ratlosigkeit in der Wahl der Wege hemmen manche wertvolle Bestrebung. Sich in dieser Fülle von Möglichkeit, Aufgabe, Verlockung, aber auch Enttäuschung zu recht zu finden, ist vornehmlich unsere Aufgabe.

Unsere Aufgabe ist es aber auch, mit kritischem Urteil an alle Belange unserer Heimat heranzutreten. Aber vor allem muß in uns die Bereitschaft liegen, die Aufforderung unserer Heimat nicht zu überhören; mancher von uns steht abseits, in „akademischer Isolation“, überlegen kritisierend, weil man sich über die Kleinlichkeit dieser Probleme erhaben dünkt. Unsere Kritik wird man aber erst dann annehmen, wenn wir auch unsere Mitarbeit anbieten. Karl Marx hat gemeint, die Philosophen hätten die Welt nur verschieden interpretiert, es komme aber darauf an, sie zu verändern. Wenn es erlaubt ist, diesen Gedanken auf unsere Verhältnisse zu beziehen, dann könnte man etwa sagen, daß nicht die Interpretation des Pariser Vertrages, oder das Recht auf Selbstbestimmung oder auf Autonomie unsere Chancen sind, sondern unsere geistige Erneuerungsbereitschaft, das tägliche Bekenntnis zu unseren Zielen, das „Überleben“ unserer Bedrängnis.

Bekennnis zu unseren Zielen... was sind unsere Ziele? Und was ist geistige Erneuerungsbereitschaft? Wollen wir uns eine organische Entwicklung des sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Lebens sichern, dann müssen wir die Zügel der Verwaltung und Gesetzgebung unseres Landes in die eigenen Hände bekommen: das ist unser Ziel. Dies erfordert aber eine innere und äußere Anstrengung: einmal müssen wir uns die politischen Voraussetzungen schaffen; dann aber müssen wir durch eigenen natürlichen Andrang — durch eigene Fachkräfte also — die verlorenen Stellungen zurückgewinnen. Der Kinderreichtum unseres Volkes und der große Anteil an Jugendlichen; die Nachfrage an Arbeits- und Wohnplätzen; ferner die Notwendigkeit und das Recht, im eigenen Lande die Grundlagen für eine Existenz zu finden: diese Situation gibt uns nicht nur die Berechtigung für unsere Bestrebung, sondern auch die unverkennbare Verpflichtung. Da wir in Bezug auf Errichtung von Fach- und Gewerbeschulen, Berufsberatungsstellen usw. auf eigene Initiative angewiesen sind, ist die Zusammenarbeit

Dieser Aufsatz erschien erstmalig in UNIVERSITAS, Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur, Dezember 1960, Heft 12 unter dem Titel: Jugendlichkeit als Ideal moderner Gesellschaften.

Wie verschieden man „Jugendlichkeit“ empfindet und beurteilen kann, wird hier von einem bedeutenden Soziologen der Gegenwart aufgewiesen. Neben dem allgemein Menschlichen dieser Gedanken wird auch das Problem vieler Studenten angedeutet: Nicht selten haben Hochschüler beim Abschluß ihres Studiums und ihrer Ausbildung schon das dreißigste Lebensjahr erreicht oder überschritten, wobei sich die Frage aufdrängt, ob denn unsere „Jugendzeit“ nicht oft ausschließlich für die Berufsausbildung in Anspruch genommen wird. Prof. Dr. René König, Leiter des Forschungsinstitutes für Soziologie der Universität Köln, hat uns freundlicherweise diesen Aufsatz zum Abdruck überlassen. Wir danken ihm dafür. Die Red.

Für den normalen Betrachter scheinen Jugend und Alter gewissermaßen naturgesetzte Begriffe, von denen man mehr oder weniger bereit ist anzunehmen, daß sie in verschiedenen Kulturen und in verschiedenen Zeiten relativ gleich bleiben müssen. Man ist hierbei vielleicht geneigt, Jugend und Alter als biologische Konstanten zu deuten, die der Menschheit insgesamt in allen ihren Vartätigkeiten gemeinsam sein sollen. Dementsprechend wird auch ein fester Kanon des Verhaltens erwartet, der ein für alle Male umschreibt, wie die Jugend sich zu benehmen hat und wie das Alter.

Gegenüber dieser allzu naiven Auffassung ist es allerdings ein Leichtes zu zeigen, daß die Vorstellungen von Jugend und Alter beträchtlich kulturell bedingt sind und in verschiedenen Gesellschaften höchst verschiedene Formen annehmen. Es kann sogar geschehen, daß diese Begriffe in bestimmten Zeiten beschleunigten kulturellen und sozialen Wandels so stark ins Schwanken geraten, daß ausgesprochene Verhaltenskonflikte heraufbeschworen wurden. Unsere eigene Gegenwart scheint seit den zwanziger Jahren in dieser Weise eine solche kritische Transformationsperiode darzustellen, wie später gezeigt werden soll.

Wenn ich oben sagte, daß Jugend und Alter sozial und kulturell bestimmt sind, so gilt das selbstverständlich nur bis zu einer gewissen Grenze. Der Mensch kann natürlich seine biologische Natur nicht überspringen, so daß einer künstlich verlängerten Jugendlichkeit schließlich sehr reale biologische Hindernisse entgegentreten. Dennoch aber läßt sich sagen, daß eine gewisse Variabilität besteht. Diese hat sogar in neuerer Zeit eine ganz außerordentliche Erweiterung erfahren, wie wahrscheinlich niemals vorher, nachdem mit der allgemeinen Verlängerung des Lebens für große Menschenmengen ein Durchschnittsalter erreicht wird, das früher nur einigen wenigen beschieden war.

Je nach dem Typus der Gesellschaft wird es sich zum Beispiel zeigen, daß ein bestimmtes Uebergewicht auf einer Seite des Lebensalters liegt, auf der Jugend oder auf den betagteren Lebensjahren. Es ist außerordentlich bezeichnend für die primitiven Jäger- und Sammlerinnengesellschaften, daß bei ihnen die alten Männer eine wesentliche Rolle spielen. Diese Gesellschaften kennen keine Schrift und entsprechend nur mündliche Tradition. Es liegt auf der Hand, daß in einem solchen Kultursystem die persönliche Lebenserfahrung von erster Bedeutung ist, so daß entsprechend auch die alten Männer die eigentliche politische Autorität darstellen. Die Jugend fällt dementsprechend ganz zurück. Die alten Männer behalten sich auch ein Privileg auf die jungen Mädchen vor, während sie ihre eigenen Söhne mit alten Frauen abspesen.

Wenn wir auf die entwickelten Gesellschaften der Neuzeit blicken, so stellen wir auch da seit dem Ausgang des Mittelalters zunächst ein relatives Uebergewicht des Alters fest, das vor allem auch durch seinen Seltenheitswert bestimmt ist. Das Durchschnittsalter von Männern und Frauen einer mittleren Alterslage gleicht sich durchaus dem Lebensverhalten der älteren Jahrgänge an. Besonders deutlich können wir das erkennen etwa im 17. Jahrhundert, wo sich selbst ganz junge Menschen weiße Perücken aufsetzten

(Fortsetzung auf Seite 9)

aller erforderlich. Voraussetzung für eine fruchtbare Zusammenarbeit aber ist eine genaue Kenntnis unserer kulturellen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Ueber derartige Fragen ist in den letzten Jahren eine ausführliche Literatur erschienen. Hier sei auf die Hefte der Rittner Studententagung hingewiesen, die von der Südtiroler Hochschülerschaft schon veröffentlicht wurden und deren sorgfältiges Studium einen wertvollen Gesamtüberblick vermittelt. Sowie es unsere Aufgabe ist, in möglichst alle Aufgabenbereiche Einblick zu nehmen, müssen wir uns auch Rechenschaft über die Vielgestaltigkeit der sozialen

Struktur unseres Volkes geben: der Stadtbewohner darf die Existenz des Landbewohners nicht übersehen und beide müssen berücksichtigen, daß ein großer Teil unseres Volkes auf den Bergen lebt. Es geschieht nur allzuoft, daß der eine auf den anderen vergißt und in der Schilderung der Anliegen um Probleme seinen Maßstab als einzigen Ausgangspunkt nimmt.

Ueber all dem aber dürfen wir nicht vergessen, daß sich auch uns die großen Probleme der Zeit stellen, daß auch wir um die Fragen: was ist Europa? Was ist unser Christentum, Was ist Kommunismus? Woran glauben

(Schluß nächste Seite)

FEUILLETON

Autostrada del Sole

von Josef Feichtinger

Mitten in den Ferien kann es passieren. Plötzlich wird einem der heimische Kirchturm verhaßt, die Stammbur und die vertrauten Plätze...

Und an einem schönen Morgen steht man an der Straße, in Bozen, wenige Meter südlich der Etschbrücke und versucht Autos anzuhalten, zaghaft zuerst, schließlich etwas mutiger. Im Süden verschwimmen die lockenden Konturen der letzten Berge im Morgennebel. Bis dahin... doch ich habe nur dreitausend Lire bei mir.

Und weil die verschleierte Berge locken, stehe ich frühmorgens an der Straße. Man rümpfe nun nicht die Nase und rede urklug von den Gefahren des Autostop-Reisens — darüber gäbe es zu diskutieren. Auch bin ich mir der Bettelhaftigkeit dieser Art des Reisens bewußt, des verdammten Servilismus des Schönlebens, aber mit dreitausend Lire in der Tasche?...

Zudem will nicht einer halten! Mit Sack und Pack rollen sie gegen Süden, protzige Visagen und ferienhungrige Gesichter, landkartenfressende Managerköpfe, bebrillt und sehr hastig, — die nächste Kurve annulliert alle. Endlich quietschen Bremsen: Aus dem schmalen Fenster der Fahrerkabine winkt eine einladende Hand. Eilends kriechen sie in die sonderbare, gelbblaue Kiste, die Tür schlägt zu, daß die Rollen und Metallstränge und Stangen, die dem Gefährt ein groteskes Aussehen verleihen, durcheinanderklirren und heulend jagt das Teufels-

gespann davon. Ich war indessen, wie sich gleich in freudlichem Geplauder herausstellte, keineswegs in eine Höllemaschine geraten, sondern an einen waschechten Münchner vom Abschleppdienst. Er war nach Desenzano am Gardasee bestellt, um einen an einen Baum gerasteten Landsmann abzutransportieren und wünschte sich einen lustigen Mitfahrer. Die Freundschaft war im Nu geschlossen, und als sich hinter Salurn ein goldheller Sonnentag auftat, wuchs meine gute Laune von Kilometer zu Kilometer. Ich hatte kaum ein Auge für die gewaltigen Käselalbformationen der Trentiner Berge und die villenübersäten Moränenwellen des Veronesischen, denn viele schöne Mädchen wollten in tollem Uebermut anrufen sein und schenkten uns einen fragenden Blick aus schwarzen Kuller Augen, mancher Autowildling wurde mit münchnerisch-südtirolischen Kombinationsflüchen bedacht und schließlich mußte auch eine „Vino“-Probe mit. Und eh man's gedacht, leuchtet hinter den Ziegelbrocken der Festung Peschiera der herrliche blaue See auf und plötzlich liegt Desenzano da. Es bedeutet das Ziel und den Abschied von meinem bayrischen Genius.

Desenzano soll schön sein. Dagegen ist nichts einzuwenden. Im Sonnenglast dehnen sich gepflegte Strandpromenaden unter Palmen und Oliven, Fontänen, Kioske, Gärten und bizarr-vornehme Villen, zwischen denen sich die Touristenherden tummeln und von

weißgekleideten Reiseleitern (man kennt sie an der Ansagerstimme), getummelt werden. Nur die Antennen der zahllosen Handradios ragen aus dem Häufen, alles andere deckt — Gott sei Dank — der offizielle Strohhut. Mondän wirkt der Lärm und das Gedränge, ja selbst die Sonne, denn man kann sie um 200 Lire pro Stunde auf farbigen Lehnstühlen genießen. Da wendet sich der Gast mit Grausen — und ein flinkes Motorrad bringt mich durch die sonnenfebernde Ebene nach Brescia.

Diese Stadt ist nicht eigentlich schön. Ein rühriger Provinzialismus macht sich betont breit und reges Markttreiben pulst um den mächtigen Dom, landstädtisches Selbstbewußtsein verkörpert das portici-geschmückte Rathaus und die mächtige Stadtburg zeugt von diesem rustikalen Behauptungswillen, der sich gegen Kaiser und Potentaten kraftvoll durchgesetzt hat.

Schnell noch einen Blick auf das düster kompakte Denkmal, das die Brescianer ihrem verbrannten Idealisten Arnoldus gesetzt haben — die Wendung „in merac libertatis spiritu“ klingt rührend — und wieder treibt es mich auf die Chaussee. Zwei schwarzbärtige Kapuziner machen mir Konkurrenz. Ich achte ihren geistlichen Vorrang und stelle mich an die letzte Stelle: Der Lohn ist eine tolle Fahrt auf einer hochaufgestapelten Gemüsefracht, und bald entbrennt inmitten der Gurkenkisten und den Selleriebündel eine hochgeistige Diskussion über Verbreitung und Wirksamkeit der Kapuziner in der Provinz Bozen. Als alter Klosterschüler fühle ich mich kompetent und so lasse ich mich vorerst nach Iseo verschleppen, wo ein kräftiger, kapuzinesker Imbiß und Segen meine Weiterreise fördern.

Der Iseosee ist stiller, kleiner, aber nicht minder lieblich als sein berühmter Bruder. Die Prospektflut hat ihn noch nicht in dem Maße überschwemmt, und die stillen Fischerdörflein mit den

Besinnung

(Schluß)

ben wir überhaupt noch? — nicht herkommen. Ja, wir müssen uns ständig bewußt sein, daß unser Ringen um die Selbsterhaltung zugleich eine Gefahr in sich birgt: daß wir in unseren Anschauungen und Maßstäben kleinlich werden, daß sich unser geistiger Horizont verengt, daß uns die „Sorge“ erdrückt. Das ist ja das Bedrückende an unseren politischen Streitigkeiten: daß wir zur Kleinlichkeit gezwungen werden, da man uns kleinlich behandelt. Mißtrauen, das anderorts schon abgetragen ist, wird bei uns täglich sichtbar und wird täglich genährt. Während sich ein europäisches Miteinanderleben der Völker schon glücklich angebahnt hat, leben bei uns die Volksgruppen nebeneinander, ja gegeneinander. Seit wir aus der historischen Ganzheit Tirols herausgerissen wurden, befinden wir uns fast ausschließlich in Abwehrstellung. Unser ganzes politisches und kulturelles Denken ist Abwehr. Es ist nicht zuletzt unsere Aufgabe, uns dieser Abwehr-Situation bewußt zu werden.

Mehr denn je erscheint uns gerade jetzt ein vereintes Europa als einzige

Lösung, als einzige „Erlösung“ aus unserer Lage: Europa ist unsere geistige, politische und wirtschaftliche Hoffnung. Aber was heißt Europa? Dieser Begriff wird so oft gebraucht und mißbraucht, daß man fast mit einem gewissen Unbehagen daran denkt. Was unter Europa bezweckt und erreicht werden wird, kann niemand genau bestimmen. Es gibt zahlreiche Pläne und Vorschläge, die sich teilweise gegenseitig sogar ausschließen. Die zukünftige Form Europas ist noch unsicher. Sicher allein ist die Notwendigkeit einer europäischen Einigung.

Es gibt Gegner des Europaplans. Wer aber die weitgehende Integration Westeuropas in ihrer ganzen Konsequenz durchdenkt, muß zur Ueberzeugung gelangen, daß es hier kein Zurück mehr gibt. Das wirtschaftliche Europa ist schon geschaffen. Nicht ohne Gefahren, Vorbehalte und die Möglichkeit des Widerrufs. Aber das hat man nun allmählich eingesehen: wer gegen Europa arbeitet, begibt sich in Isolation: wirtschaftlich, politisch und kulturell. Auch wir müssen uns mit der neuen Lage des europäischen Marktes auseinandersetzen. Wir müssen ab-

wägen, was von unserer Produktion konkurrenzfähig und was veraltet ist. Diese Notwendigkeit der Angleichung wird immer zwingender. Aber ebenso zwingend ergibt sich die Notwendigkeit der kulturellen Angleichung: auch hier ergibt sich die Frage nach dem „Lebensfähigen“ und „Konkurrenzfähigen“ unserer Lebens- und Denkformen. Wenn wir den Anschluß an die neue Entwicklung versäumen, dann werden wir von eben dieser Entwicklung überannt.

Es soll hier mit der Aufforderung zur Anpassung und Erneuerung keineswegs nahegelegt werden, unsere traditionellen Einrichtungen, unser Volkstum, unsere Heimatverbundenheit usw. aufzugeben, sondern es soll im Grunde nur zur kritischen Analyse unserer Zeit, unserer Zustände und Möglichkeiten aufgefordert werden. Gerade als Studenten und zukünftige Akademiker haben wir die Verpflichtung zu dieser Besinnung. In diesem Sinne ist auch das Thema der heurigen Studententagung am Ritten gewählt worden: der Südtiroler Akademiker soll sich seiner Stellung, Aufgaben und Möglichkeiten in unserem Lande bewußt werden.

Hans Wielander

unverputzten Häusern im Schatten der Feigenbäume und den phantasiereichen Campanilen, aus deren Schallbögen die radgetriebenen Glocken neugierig hervorlugen, sie spiegeln sich vielfältig im samtblauen See, auf dem einzelne schwarze Barken kreuzen. Gewiß, es führt eine vielbefahrene Straße durch das Camonicaal zum Tonalepaß und der Kurort Iseo bietet jeden Komfort, doch fällt die Umgebung wohltuend aus dem Rahmen des kommerzialisierten Paradieses.

Eine Kapuzinermaurende hat's in sich: In der Kraft dieser Speise wanderte ich die Dreiviertelstunde bis nach Sarnico, am anderen Ufer des Sees, mitten durch den Goldglanz der untergehenden Sonne, deren letzte Strahlen die Schilfhalme wie Kerzen erstrahlen ließen. Diese Wanderung durch den frühen Abend bedeutete einen Höhepunkt meiner Fahrt.

Bergamo, berühmt durch seinen Dialekt und seine hochgelegene Altstadt, schenkte mir nach einem schlechten Schlaf in der unendlich schmutzigen Jugendherberge einen rognerschen Morgen, und als ich durch das scheußlich uniforme Neubauviertel trottete, mißmutig von der schwarzen Herbergscaffeesuppe oder von der Nebelmelancholie, setzte ich mich im feinen Sprühregen auf einen Randstein, verfolgte das vom Wasser versilberte Asphaltband der Ausfahrtsstraße und den feinen Gischt, den die Räder der schweren Lastenwagen unermüdlich aufwarfen, und ließ den Kopf hängen. Alle romantische Besessenheit, die vorwärts gedrängt hatte, war plötzlich von mir abgefallen und zurück blieb ein Heimwehgefühl, eine unbestimmte Sehnsucht, aus deren schmerzlicher Dämmerung das Bild meiner Bude und des dampfenden Morgenkaffees auftauchte.

Solch philiströser Katzenjammer muß, wie die Masern, als unausbleibliches Jugendübel des Anfängers in der hohen Kunst des Stromerns überwunden werden, und so stellte ich mich mit einem Ruck wieder auf die Beine... Mailand ist einen Tag wert, auch wenn man nur drei zur Verfügung hat. Reich ist das offizielle Programm: Castello Sforzesco, Dom, Sant'Ambrogio, Galerie Brera und endlich, während schon vom scheußlichen Pflaster die Füße schmerzen, das große Erlebnis: das „Abendmahl“ im Refektorium der Kirche Santa Maria delle Grazie. Vor den Linien, die im Verschwinden sind, und den Farben, die in schmerzliches Grau übergehen und in denen sich gleichsam die Körperlichkeit löst — davor läßt sich rasten und träumen: Eine Philosophie der Vergänglichkeit ruht darin.

Jäh muß man weiter. Wie immer. Beim Hinaustreten auf die wimmelnde Straße überfallen die frechen Farben der Leuchtreklamen und die stehenden Lichtkegel der Autos unbarmherzig das geweitete Herz und machen es spröde — und plötzlich fühlt man sich gejagt.

Die funkelnegeleuchte Jugendherberge steht in einem netten Grünfeld, an einer noch unvollendeten Straße. Typische Studentenfiguren tauchen da auf, Gestalten in „blue-jeans“, mit Tornistern und Rucksäcken, gestaffelt wie die Gewürztruhen in den Krämerläden. Mein bescheidener Sportsack nimmt sich dagegen geradezu minderwertig aus. Im Magen habe ich ein drückendes

Gefühl, wie ein Bergbauernbub bei der Aufnahmeprüfung: Irgend etwas wird nicht klappen! Und es klappte wirklich nicht! (Der Teufel soll's holen!) Weil ich keinen Herbergschein habe und Vorschrift hier in Mailand Vorschritt ist, kann ich nicht nächtigen!

Wenn etwas schief geht, pflege ich mich am Kopf zu kratzen. Diese Verlegenheitskundgebung scheint international zu sein, denn ein strohblonder dänischer Marlon-Brando-Kopf versuchte sich als Mentor und riet mir, an die Ausfahrt der Autostrada zu wandern und einen Fernlastler als Nachtfuhrwerk zu ergattern. Meine Morgenmelancholie hatte sich in einen kräftigen Stoizismus verwandelt. Also nahm ich die Straßenbahn, und als ich endlich nach dreimaligem Umsteigen die Ausfahrtsstraße erreicht hatte, piff ich ein galgenhumoriges Lied. Ein Marsch entlang der dunkeln Vorstadt ist immer langweilig, denn alle Häuser atmen denselben Geruch nach Suppe und Bettwärme aus, und ein Mauerblock gleicht in der Einheitsbeleuchtung dem andern. Wie eine Dekoration erscheint die Einfahrt zu Italiens berühmtester Autobahn, der „Autostrada del Sole“ und trotz der vorgerückten Stunde herrscht ein mittägliches Treiben.

Jetzt oder nie: Augen auf! Wie rätselhaft Ungeheuer warten die hochbeladenen Autozüge im Dunkeln, undefinierbare Gestalten kriechen aus ihrem Bauch, Türen knallen, Rufe im furchtbarsten Dialekt fliegen hin und her, Flüche und Begrüßungen, grelle Scheinwerfer zeichnen unbestimmte Schatten auf den silbrigen Asphalt und das kleine Zollhaus, das wie ein Bielenkorb umsummt erscheint. Schüchtern sein wäre hier ein Fehler. Fernlastfahrer sind grobe Klötze, aus gutem Holz meist, aber rau. Einen solchen Kerl zu gewinnen ist eine Geschicklichkeitsprüfung, sozusagen die „hohe Schule“ des Autostop. Mir hat ein Zufall über diese Klippe geholfen: Ein gewisser Luigi (er fuhr nach Bologna) suchte gerade im Scheinwerferlicht fluchend eine obskure Schraube — sie hat mir das Glück gebracht! Vielleicht ließ ihn die Ehrfurcht vor meinen scharfen Augen und die Bezeichnung „studente della filosofia“ — zwei an und für sich widerstrebende Eigenschaften — meine Begleitung interessant erscheinen, jedenfalls brummte er mir zu: „Um zehn Abfahrt!“

Eigenartig reizvoll gestaltete sich die Fahrt durch die Nacht, das Erlebnis der Eintönigkeit. Einen Baumstamm nach dem andern hob das gleißende Licht aus der Finsternis und ließ ihn nach kurzer Prüfung wieder ins Dunkel fallen, das wie ein endloser Sack die horrende Autostraße verschlang. Und die Lichter der Dörfer, die zu beiden Seiten der Straße aufblinkten und wieder versanken, sie glichen einander wie die Sterne. Was Leben hieß, war außer dem gleichmäßigem Klopfen des Motors nur das gespenstische Lichtfluten des Gegenverkehrs. Dennoch schmeckte die eintönige Fahrt durch die pechschwarze, lombardische Nacht nach Abenteuer, und eine fiebernde Angespanntheit für das Neue, das Unerhörte, das sicher noch kommen mußte, hielt mich hellwach. Mit meinem Fahrer hatte ich noch nicht drei

Worte gewechselt, ja ihn eigentlich kaum richtig betrachtet und unser Schweigen wuchs zu einer eigenartigen Feierlichkeit, die zugleich komisch und belastend wirkte.

Nach zweistündiger Fahrt endlich ein Rasthaus! Eine windschiefe Bruchbude, die Leuchtreklame halbröt, wackelige Tische vor der breiten Tür mit vielfarbig-schmierigen Troddeln. Hier hielt mein Luigi an: „Andiamo a prendere un caffè!“ Das Murren klang halb wie eine indignierte Aufforderung, halb wie Befehl. Geblendet vom ungeschirmten Licht stolperte ich in die Wirtsstube der Osteria: Der Schmutz auf dem Fliesenboden, die auf den Blechtischen verstreuten Spielkarten, die Kerle in den Lederjacken, die schwabbeligen, dichtbereiften Arme der schwarzhaarigen, fetten Kellnerin, deren von Krampfadern blaue Waden

Zum ewigen Frieden

„Es soll kein für sich stehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem anderen Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung, erworben werden können.“

„Ein Staat ist räumlich nicht (wie etwa der Boden, auf dem er seinen Sitz hat) eine Habe. Er ist eine Gemeinschaft von Menschen, über die niemand anders als er selbst zu gebieten und zu disponieren hat. Ihm aber, der als Stamm seine eigene Wurzel hatte, als Pfropfreis einem anderen Staate einzuverleiben, heißt seine Existenz, als einer moralischen Person, aufheben, und aus der letzteren eine Sache machen, und widerspricht also der Idee des ursprünglichen Vertrags, ohne die sich kein Recht über ein Volk denken läßt...“ Immanuel Kant

aus braunen Halbstiefelschäften hervorquollen — ich glaubte eine südliche Auflage des unvergesslichen Wirtshauses im Spessart zu träumen. Nun hatte ich endlich Gelegenheit, meinen Schutzengel zu betrachten, ein Männchen mit durch schmierige „blue-jeans“ vorteilhaft betonten Säbelbeinen und einer mächtigen, gefütterten Lederjoppe, auf der ohne Hals das hagebuttenförmige Gesicht saß mit Bart und Schnurrbartdekoration à la Modugno. Alte Karl-May-Reminiscenzen erwachten in mir; so mußte Trapper Geierschnabel ausgesehen haben! So komisch auch die Figur war, sie barg, wie sich allmählich herausstellte, einen braven Familienvater. War er im Auto die Schweigsamkeit in Person gewesen, so zeigte er sich plötzlich außerordentlich lebhaft, lachte ununterbrochen im tiefsten Kontra, nannte mich „un pezzo di diavolo“ und lobte meine couragierte Art des Reisens. Aus einem Espresso wurden mehrere, einige Schnäpschen kamen dazu, und nachdem wir uns nach langem Disput über Land und Leute in Bologna, Bozen und Wien geeinigt hatten, daß es überall „brava gente und birboni“ gäbe, krochen wir, mit unserer Philosophie vollauf zufrieden, wieder in unser Benzinroß. Der zweite Teil

(Fortsetzung auf Seite 12)

Presseschau

Politik: ungenügend

Die Frage: Wie verhalten sich die Studenten wirklich zur Politik?, mag zunächst nur von rein akademischem Reiz sein. Man hat sich daran gewöhnt, daß unsere heutigen Studenten überwiegend brave und ordentliche Staatsbürger sind, die selten durch irgendwelche politischen Demonstrationen auffallen. Als aktiver politischer Wirkungskfaktor interessieren sie nicht, wohl aber als potentieller, als eine Gruppe, aus der sich die politisch führende Elite in zunehmendem Maße rekrutiert. Die Frage, was von dieser führenden Schicht der Zukunft zu erwarten ist, hat schon bedeutend realere Aspekte.

Mit der beschäftigt sich eine Untersuchung, die demnächst als Buch herauskommt. („Student und Politik“, Hermann Luchterhand-Verlag GmbH, Neuwied am Rhein/Berlin.) Sie ist zwar nur eine „Momentaufnahme“, aber dabei so genau und präzise, wie der Gegenstand es irgend gestattet. 171 Studenten der Universität Frankfurt wurden im Sommersemester 1957 in stundenlangen Interviews nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Leitfaden von drei Mitarbeitern des Frankfurter Instituts für Sozialforschung und fünf besonders ausgebildeten und qualifizierten Studenten befragt. Das Ergebnis wurde durch eine Stichprobe mit weiteren 550 Interviews im Jahre 1959 noch einmal ergänzt und bestätigt. Die Studie kann für sich in Anspruch nehmen, ein relativ zuverlässiges Bild der politischen Einstellung in der Frankfurter Studentenschaft zu vermitteln. In vielen indirekten Fragen — um über die rein konventionellen und Prestige-Antworten hinauszulangen — kam man über das allgemeine politische Interesse zur Einstellung gegenüber der Demokratie und schließlich zur Bereitschaft, die Demokratie in einer Krise zu verteidigen.

Die ersten Ergebnisse, die sich mit der politischen Haltung schlechthin befassen, sind nicht weiter aufregend: Studenten sind im Vergleich zur Gesamtbevölkerung, besonders aber zur nichtstudentischen Jugend, politisch interessierter und informierter. Es stellt sich allerdings bald heraus, daß es sich dabei mehr um ein Institutionswissen als um eine aktuelle politische Anteilnahme handelt. Auf Grund ihres politischen „Habitus“ werden unterschieden: 13 Prozent unpolitische, 11 Prozent irrational Distanzierte, 19 Prozent rational Distanzierte, 19 Prozent naive Staatsbürger, 29 Prozent reflektierte Staatsbürger und 9 Prozent „Engagierte“, das heißt, wesentlich und aktiv Interessierte.

Die Unpolitischen, zu denen besonders viele Studentinnen zu rechnen sind, stammen oft aus wohlbehüteten Elternhaus. Die irrational Distanzierten haben stets das Gefühl, „daß hinter den Kulissen viel gespielt wird, wovon man keine Ahnung hat“. Eine tücksche Anonymität kennzeichnet für sie die Poli-

tik. „Der, der sich beteiligt, muß in aKuf nehmen, daß er beim nächsten Umsturz dran ist“, lautet eine typische Aeußerung. Die rational Distanzierten fühlen sich besonders durch das Getriebe von Parteien und Interessenten abgestoßen und sähen die Politik am liebsten als einen „rationalen Zusammenhang von Verwaltungsakten“. Der naive Staatsbürger bildet sich ein, am politischen Leben teilzunehmen, der reflektierte tut es wirklich. Er erkennt, daß der organisatorische Zusammenschluß und der Eintritt in bestehende Organisationen die erste und zunächst einzige Handhabe ist, die dem Durchschnittsbürger für eine Einflußnahme bleibt. Für die politisch Engagierten, vor allem ältere Studenten, ist es selbstverständlich, daß die politische Beteiligung nur im parteipolitischen Rahmen Aussicht auf Erfolg hat.

Schon ungünstiger sieht die Bilanz bei dem Versuch aus, herauszufinden, wer verbindlich zur Demokratie steht oder lediglich „formal demokratisch“ eingestellt ist. Die Untersuchung kommt zu dem Schluß, daß zwei Fünftel der Befragten als bloß formale Demokraten anzusprechen sind. Etwa ein Viertel äußerte offen seine Sympathien für eine autoritäre Regierungsform, die man sich teils konservativ-obrigkeitlich, teils totalitär vorstellt. 9 Prozent sind Indifferente und als solche auch nicht zu den echten oder — wie sie in der Studie genannt werden — „genuinen“ Demokraten zu rechnen. Die genauen Prozentzahlen lauten:

Genuine Demokraten	30
Formale Demokraten	39
Autoritäre	29
Indifferente	9

Die Profilierteren unter den Autoritären treten für eine „vernünftige Diktatur“ ein: „An sich ist Diktatur ja eine ideale Lösung, wenn nämlich der Mensch oben sitzt, der 100prozentig der Richtige ist, der das Wohl aller im Auge hätte“, meinte zum Beispiel ein Volkswirtin im fünften Semester. „Das ist ja auch wiederum utopisch. Das ist ja klar. Aber jedenfalls wäre das besser, als wenn alle mit hineinreden und dazwischenfunken und sich dadurch gegenseitig irremachen.“ Nur eine relativ kleine Gruppe der Autoritären trägt offen faschistische Züge.

Manche Indifferente rücken den Autoritären gefährlich nahe, zum Beispiel, wenn sie der Ansicht sind, daß die Diktatur wenigstens für übersichtliche Verhältnisse bürge. „Die Diktatur ist im Grunde eben doch viel einfacher.“ Lediglich ein Drittel läßt sich also zuverlässig mit der demokratischen Ordnung in ihrer gegenwärtigen Gestalt identifizieren.

Bestürzend aber sind die Ergebnisse im Hinblick auf die Beschaffenheit des „demokratischen Potentials“, das heißt, der Bereitschaft, die Demokratie vor einem Abgleiten in den Obrigkeitsstaat zu beschützen. Bei der Suche nach weiteren Kriterien, die Aufschlüsse über

die wirkliche politische Mentalität liefern könnten, fand man das Gesellschaftsbild der jeweiligen Befragten. Mit seiner Hilfe versuchte man die „Festigkeit“ der jeweiligen Einstellungen zu fixieren. Das Ergebnis dieser Analyse: Der „harte Kern“ der Autoritären beträgt sechs Prozent, der „harte Kern“ der Demokraten vier Prozent. Nur sie blieben als wirkliches „demokratisches Potential“ übrig, das sich nicht in bloß systemgerechten Verhalten erschöpft.

Wenn man die Maßstäbe etwas lockert und den „Hof“ mit einbezieht, der jeweils um den harten Kern liegt, wird das Verhältnis auch nicht günstiger. Neun Prozent müßten dann zu den Demokraten und 16 Prozent zu den Autoritären gerechnet werden. Daß somit nur bei einem Viertel der Studenten einigermaßen stabile Positionen festgestellt werden können, bestätigt das allgemein beobachtete politische Desinteresse der Studenten. Das Bedrückende aber ist das eindeutige

Altsprachliches

Vor einiger Zeit hat die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft im Hause Dornbusch zu Frankfurt, einem Hause, wo unter anderem diskutiert und Demokratie geübt wird, eine Diskussion unter höheren Lehrern und Hochschullehrern veranstaltet. Es ging um die geistige Verfassung des Abiturienten, der heute zur Hochschule kommt. Ob es allen Zuhörern recht war oder nicht, keiner der Hochschullehrer, die das Wort nahmen, der Anatom so wenig wie der Kernphysiker, wie der Mineraloge, von dem natürlich „befangenen“ Altphilologen zu schweigen, unterließ es, eine gründliche Vorbildung mindestens in Latein als die Elementarvoraussetzung für ein Hochschulstudium zu bezeichnen. Es ist doch kein Geheimnis, daß altsprachliche Abiturienten sogar und gerade an den Technischen Hochschulen geschätzt sind. Es ist wohl auch kein Geheimnis, warum das so ist. Es liegt uns fern, in den alten Fehler humanistischen Dünkels zu verfallen, der oft Unheil angerichtet hat und vielleicht an der beklagenswerten polemischen Trübung der Dinge schuld ist. Aber es ist nun einmal nicht wegzudiskutieren, daß der Unterricht an den Quellen der exemplarischen Antike jenen Typus Mensch erzieht, der sich nicht an alles anpassen läßt, weil ihm die Urerfahrung der geistigen und sittlichen Autonomie zuteil wurde. Wenn man den authentischen Humanismus als eine Bastion sieht, nun gut! Man wird sie nicht schleifen können. Warum erobert man sie nicht? (Frankfurter Allgemeine)

Ueberwiegen der Autoritären gegenüber dem demokratischen Element bei den „Stabilen“. „Soweit es an der politischen Initiative der Studenten, dem wirksamen staatsbürgerlichen Einsatz ihrer Kräfte liegt, werden antidemokratische Tendenzen stärker auf Unterstützung als auf Widerstände rechnen dürfen“, heißt es am Schluß der Studie, „es werden sich weniger Studenten für

BÜCHER

Literaturgeschichte leicht gemacht

Man hat nicht immer Zeit eine brüh-warme Literaturgeschichte von Anfang an lückenlos durchzuarbeiten. Man überfliegt sie deshalb wie die Tageszeitung, die nur das schreibt, was andere getan haben, und somit nichts Neues weiß, und es fällt einem sicherlich auf, wenn man sich nicht gerade das erstmal in eine solche verirrt hat, ob hier etwas zu dick aufgetragen ist, dort etwas zu dünn. Weil man ein guter Kerl ist, wird man den Reporter in beiden Fällen aufmerksam machen.

So erging es mir, als ich die oben genannte Literaturgeschichte durchblät-terte. Zuerst stürzte ich mich auf das Nachwort, weil Vorwort keines vor-handen ist. Und siehe da, ich bekam zu hören, daß Paul Fechters Literatur-geschichte trotz mancher zeitbedingter Schwächen und stilistischer Eigenhei-ten einen unschätzbaren Vorzug be-sitzt: „Sie erzählt und sie tut das über viele Seiten hin mit einem solchen Schwung, einer solchen behenden Lust und Leichtigkeit, daß man meinen könnte, ihr Verfasser lasse alle „Pro-

PAUL FECHTER, „Geschichte der deutschen Literatur“, zweiter Teil, „Die Literatur des 20. Jahrhunderts“. Bearbeitet von Kurt Lothar Tank und Wilhelm Jacobs. Sigbert-Mohn-Verlag, Gütersloh, 1960.

blematik der Literaturgeschichte“ hin-ter sich und halte sich an das Wort seines geliebten Fontane: „Der Bericht ist beinahe alles.“

die Erhaltung der Demokratie einsetzen als gegen sie.“

Ueber die drei restlichen Viertel der Befragten lassen sich weniger genaue Aussagen machen. Im Hinblick auf eine Veränderung der bestehenden Ord-nung ließ sich ihr politisches Verhalten nicht bestimmen, wohl aber waren Ten-denzen zu ermitteln. Von den Unprofi-lierten sind als eher demokratisch 20 Prozent, als eher autoritär ebenfalls 20 Prozent und als völlig unprofi-liert 26 Prozent festgestellt worden.

Wie nicht anders zu erwarten, beste-hen zwischen sozialer Herkunft, poli-tischer Tendenz und gesellschaftlichem Bewußtsein Zusammenhänge. Klar zeigt sich vor allem, daß „Autoritäre“ eher den „oberen Kreisen“ und aus Eltern-häusern mit akademischer Tradition stammen als „Demokraten“.

Eine Ergänzung erfährt die Unter-suchung der Studenten noch durch eine Untersuchung der Hochschullehrer, die in dem neuen Buch von Hans Anger, „Probleme der deutschen Universität“, enthalten ist. Die Frage, ob sich der Student überhaupt mit politischen Fra-gen beschäftigen soll, hat nur eine knappe Mehrheit, nämlich 59 Prozent, mit ja beantwortet. Neun Prozent waren strikte dagegen. Ob die Univer-sität oder der einzelne Hochschullehrer eine politische Erziehungsaufgabe habe,

Diese Tausendsassa, denke ich mir, ist doch das Leben schön! Literatur-geschichte leicht gemacht! Mach dir eine schöne Stunde, lies Literatur-geschichte! Und in der Tat, dieser Schwung, diese behende Lust und Leichtigkeit machten sich auf Schritt und Tritt bemerkbar. Diese zufriede-nen Chronisten der Literatur lieferten beinahe ein schönes Erbauungsbuch, und was sie ererbt von dem Vater, er-warben sie nicht, um zu besitzen, son-dern „ließen die Literaturgeschichte drucken und brachten die Literatur-geschichte in die Literaturgeschichte“. (Wo ich's her habe, sage ich nicht, da-mit man dort hinfinde!) Die Erfor-schung von Wesen und Gesetz der Dichtung liegt ihnen ebenso fern, wie von philologischem Scharfsinn mit kritisch-ästhetischem Urteil keine Spur vorhanden ist. Auf Kosten der Dich-tung sammelten sie Literatur!

Da steht auf Seite 183 der vielver-sprechende Titel: „Mission des Wortes“. Schon freue ich mich darauf und denke, jetzt wird er kommen, der alles „beim Wort genommen“, der die „Worte in Versen“ dichtete, die „Sprache“ nicht nur schrieb, sondern in und mit ihr lebte und sie an allen jenen rächte, die sie (nur) sprachen:

„Ich bin nur einer von den Epignonen, die in dem alten Haus der Sprache wohnen...“

doch nein, es folgen Namen wie: Franz Jung, Friedrich Wolf, Carl Einstein, Friedrich Koffka, Arno Nadel, Simon Kronberg, Iwan Goll, basta! Beim Ele-

bejahten 34 und 24 Prozent. Verneint wurde sie von 24 Prozent für die Hoch-schule und von 22 Prozent für die Leh-rer. „Das wäre nur Zeitverlust“, „Das artet ja doch nur in Geschwätz aus“, antworteten etwa die Gegner einer poli-tischen Betätigung. Rund 30 Prozent sind unentschieden. Mehr als die Hälfte derjenigen, die der Universität einen politischen Bildungsauftrag zuschrei-ben, verstehen darunter nur die Ein-richtung politischer Lehrstühle oder die Konstituierung eines entsprechenden Fachstudiums. Politische Erziehung als eine Aufgabe der ganzen Hochschule, die jeden Dozenten, gleich welcher Fakultät, angeht, vertritt offenbar nur jene verhältnismäßig kleine Gruppe, die darin eine persönliche Verantwortung jedes einzelnen Professors sieht. Ihre Antworten lauten etwa: „Das Gefähr-lichste ist die Ansicht, ein Physiker habe mit Politik nichts zu tun.“

Das Ergebnis bringt also, verglichen mit der Studenten-Umfrage, keine Ueberraschungen. Es rundet das Bild der politischen Einstellung der Studen-ten nur ab. Welchen Wert man der-artigen Befragungen auch im einzelnen beimesen mag: Der Tenor und damit die allgemeine Diagnose stimmt sicher. Somit wäre es höchste Zeit, sich Ge-danken über eine Therapie zu machen. Deutsche Zeitung, Köln)

ment, denke ich mir, das ist ja toll! Die deutsche Sprache von niemandem so geliebt, die ihm einziger unverlier-barer Besitz war, von der er überwältigt gestand:

„Mit heißem Herzen und Hirne nahte ich ihr Nacht für Nacht. Sie war eine dreiste Dirne, die ich zur Jungfrau gemacht.“

Ich finde ihn schließlich unter dem (mehr als bescheidenen) Titel: „Der Beitrag Oesterreichs“. (Sind recht jemüt-liche Leute die Oesterreicher, haben och e bißje Literatur jemacht.) Als ob das Meer es nicht der Quelle zu verdan-ken hätte. Von Karl Kraus wird nun behauptet, er hätte „Die Fackel“ „buch-stäblich aus dem Nichts gegründet“. Bei ihm selbst hört sich dieses „Nichts“ freilich ganz anders an, und man hat den Eindruck, daß dieses „Nichts“ mehr

LUIS STEFAN STECHER

Einer der ist

Einer der ist. Er ist sein Sein,

Tief in der Stille der Sterne.

Genügend in sich, gottvoll allein,

Herrlich in Fülle und Ferne.

Wir frieren und fragen

Wir Kinder der Frist,

Und tragen die Schwüchen im Kreise.

Wir werden, wir waren. Doch einer

der ist.

Tief in der Stille der Sterne,

Einsam und wunderbar weise.

ist, als sämtliches Nichtwissen um dichterischen Besitz:

„Bevor es eintrat in die Zeit, war's da in aller Dagewesenheit: von dort muß es der Dichter haben...“

(Nachzulesen in: „Worte in Versen“). Sollte dies allerdings auch noch ein Nichts sein, dann glaube ich nicht an das Sein, möchte lieber nicht mehr sein und eingehen in das Nicht-Sein.

Dann (ich zitiere) „soll er geäußert haben: „Zu Hitler fällt mir nichts ein“. Soll er, freilich soll er, hat er auch! Nachzulesen in der ersten Zeile des ersten Buches der herausgegebenen Werke im Kösel-Verlag. Ja die Heraus-geber haben eben eine nicht zu über-bietende „behende Lust und Leichtig-keit“, wir aber geben nichts auf Alli-terationen und setzen anstatt des zwei-ten „L“ ein „S“.

Zu den Beiträgen Oesterreichs fallen ihnen allerdings auch nicht mehr ein, als: Karl Hans Strobl, Alfred Kubin, Martin Buber, Ernst Weiß, Walter von Molo, Rudolf Kassner, Egon Friedell, Karl Kraus, Josef Roth, Robert Musil, Hermann Broch und Heimito von Do-derer. Von Altenberg keine Spur, und damit es nicht so auffalle, bringen sie Hofmannsthal, Rilke, Weinheber, Zweig, Kokoschka unter anderen Ge-sichtspunkten. (Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne...)

Und weil ihnen von der „Neuen Ly-rik“ (Seite 399) nicht mehr in die Hände gelaufen ist, als das, was man in Deutschland beinahe in der Bildzeitung lesen kann, ist ihnen eine Christine Busta wahrscheinlich die ungarische

(Fortsetzung auf Seite 11)

BÜCHER

Literaturgeschichte leicht gemacht

Man hat nicht immer Zeit eine brüh-warme Literaturgeschichte von Anfang an lückenlos durchzuarbeiten. Man überfliegt sie deshalb wie die Tageszeitung, die nur das schreibt, was andere getan haben, und somit nichts Neues weiß, und es fällt einem sicherlich auf, wenn man sich nicht gerade das erstmal in eine solche verirrt hat, ob hier etwas zu dick aufgetragen ist, dort etwas zu dünn. Weil man ein guter Kerl ist, wird man dem Reporter in beiden Fällen aufmerksam machen.

So erging es mir, als ich die oben genannte Literaturgeschichte durchblät-terte. Zuerst stürzte ich mich auf das Nachwort, weil Vorwort keines vor-handen ist. Und siehe da, ich bekam zu hören, daß Paul Fechters Literatur-geschichte trotz mancher zeitbedingter Schwächen und stilistischer Eigenhei-ten einen unschätzbaren Vorzug be-sitzt: „Sie erzählt und sie tut das über viele Seiten hin mit einem solchen Schwung, einer solchen behenden Lust und Leichtigkeit, daß man meinen könnte, ihr Verfasser lasse alle „Pro-

PAUL FECHTER, „Geschichte der deutschen Literatur“, zweiter Teil, „Die Literatur des 20. Jahrhunderts“. Bearbeitet von Kurt Lothar Tank und Wilhelm Jacobs. Sigbert-Mohn-Verlag, Gütersloh, 1960.

blematik der Literaturgeschichte“ hin-ter sich und hatte sich an das Wort seines geliebten Fontane: „Der Bericht ist beinahe alles.“

die Erhaltung der Demokratie einsetzen als gegen sie.“

Ueber die drei restlichen Viertel der Befragten lassen sich weniger genaue Aussagen machen. Im Hinblick auf eine Veränderung der bestehenden Ord-nung ließ sich ihr politisches Verhalten nicht bestimmen, wohl aber waren Ten-denzen zu ermitteln. Von den Unprofi-lierten sind als eher demokratisch 20 Prozent, als eher autoritär ebenfalls 20 Prozent und als völlig unprofilert 26 Prozent festgestellt worden.

Wie nicht anders zu erwarten, beste-hen zwischen sozialer Herkunft, poli-tischer Tendenz und gesellschaftlichem Bewußtsein Zusammenhänge. Klar zeigt sich vor allem, daß „Autoritäre“ eher den „oberen Kreisen“ und aus Eltern-häusern mit akademischer Tradition stammen als „Demokraten“.

Eine Ergänzung erfährt die Unter-suchung der Studenten noch durch eine Untersuchung der Hochschullehrer, die in dem neuen Buch von Hans Anger, „Probleme der deutschen Universität“, enthalten ist. Die Frage, ob sich der Student überhaupt mit politischen Fra-gen beschäftigen soll, hat nur eine knappe Mehrheit, nämlich 59 Prozent, mit ja beantwortet. Neun Prozent waren strikte dagegen. Ob die Univer-sität oder der einzelne Hochschullehrer eine politische Erziehungsaufgabe habe,

Diese Tausendsassa, denke ich mir, ist doch das Leben schön! Literatur-geschichte leicht gemacht! Mach dir eine schöne Stunde, lies Literatur-geschichte! Und in der Tat, dieser Schwung, diese behende Lust und Leichtigkeit machten sich auf Schritt und Tritt bemerkbar. Diese zufriede-nen Chronisten der Literatur lieferten beinahe ein schönes Erbauungsbuch, und was sie ererbt von dem Vater, er-warben sie nicht, um zu besitzen, son-dern „ließen die Literaturgeschichte drucken und brachten die Literatur-geschichte in die Literaturgeschichte“. (Wo ich's her habe, sage ich nicht, da-mit man dort finde!) Die Erfor-schung von Wesen und Gesetz der Dichtung liegt ihnen ebenso fern, wie von philologischem Scharfsinn mit kritisch-ästhetischem Urteil keine Spur vorhanden ist. Auf Kosten der Dich-tung sammelten sie Literatur!

Da steht auf Seite 183 der vielver-sprechende Titel: „Mission des Wortes“. Schon freue ich mich darauf und denke, jetzt wird er kommen, der alles „beim Wort genommen“, der die „Worte in Versen“ dichtete, die „Sprache“ nicht nur schrieb, sondern in und mit ihr lebte und sie an allen jenen rächte, die sie (nur) sprachen:

„Ich bin nur einer von den Epignonen, die in dem alten Haus der Sprache wohnen...“

doch nein, es folgen Namen wie: Franz Jung, Friedrich Wolf, Carl Einstein, Friedrich Koffka, Arno Nadel, Simon Kronberg, Iwan Goll, basta! Beim Ele-

bejahten 34 und 24 Prozent. Verneint wurde sie von 24 Prozent für die Hoch-schule und von 22 Prozent für die Leh-rer. „Das wäre nur Zeitverlust“, „Das artet ja doch nur in Geschwätz aus“, antworteten etwa die Gegner einer poli-tischen Betätigung. Rund 30 Prozent sind unentschieden. Mehr als die Hälfte derjenigen, die der Universität einen politischen Bildungsauftrag zuschrei-ben, verstehen darunter nur die Ein-richtung politischer Lehrstühle oder die Konstituierung eines entsprechenden Fachstudiums. Politische Erziehung als eine Aufgabe der ganzen Hochschule, die jeden Dozenten, gleich welcher Fakultät, angeht, vertritt offenbar nur jene verhältnismäßig kleine Gruppe, die darin eine persönliche Verantwortung jedes einzelnen Professors sieht. Ihre Antworten lauten etwa: „Das Gefähr-lichste ist die Ansicht, ein Physiker habe mit Politik nichts zu tun.“

Das Ergebnis bringt also, verglichen mit der Studenten-Umfrage, keine Ueberraschungen. Es rundet das Bild der politischen Einstellung der Studen-ten nur ab. Welchen Wert man der-artigen Befragungen auch im einzelnen beimesen mag: Der Tenor und damit die allgemeine Diagnose stimmt sicher. Somit wäre es höchste Zeit, sich Ge-danken über eine Therapie zu machen. Deutsche Zeitung, Köln)

ment, denke ich mir, das ist ja toll! Die deutsche Sprache von niemandem so geliebt, die ihm einziger unverlier-barer Besitz war, von der er überwältigt gestand:

„Mit heißem Herzen und Hirne nahte ich ihr Nacht für Nacht. Sie war eine dreiste Dirne, die ich zur Jungfrau gemacht.“

Ich finde ihn schließlich unter dem (mehr als bescheidenen) Titel: „Der Beitrag Oesterreichs“. (Sind recht jemiti-lische Leute die Oesterreicher, haben och e bißje Literatur jemacht.) Als ob das Meer es nicht der Quelle zu verdan-ken hätte. Von Karl Kraus wird nun behauptet, er hätte „Die Fackel“ „buch-stäblich aus dem Nichts gegründet“. Bei ihm selbst hört sich dieses „Nichts“ freilich ganz anders an, und man hat den Eindruck, daß dieses „Nichts“ mehr

LUIS STEFAN STECHER

Einer der ist

*Einer der ist. Er ist sein Sein,
Tief in der Stille der Sterne.
Genügend in sich, gottvoll allein,
Herrlich in Fülle und Ferne.
Wir frieren und fragen
Wir Kinder der Frist,
Und tragen die Schwächen im Kreise.
Wir werden, wir waren. Doch einer
der ist.
Tief in der Stille der Sterne,
Einsam und wunderbar weise.*

ist, als sämtliches Nichtwissen um dichterischen Besitz:

„Bevor es eintrat in die Zeit,
war's da in aller Dagewesenheit:
von dort muß es der Dichter
haben...“

(Nachzulesen in: „Worte in Versen“). Sollte dies allerdings auch noch ein Nichts sein, dann glaube ich nicht an das Sein, möchte lieber nicht mehr sein und eingehen in das Nicht-Sein.

Dann (ich zitiere) „soll er geäußert haben: „Zu Hitler fällt mir nichts ein“. Soll er, freilich soll er, hat er auch! Nachzulesen in der ersten Zeile des ersten Buches der herausgegebenen Werke im Kösel-Verlag. Ja die Heraus-geber haben eben eine nicht zu über-bietende „behende Lust und Leichtig-keit“, wir aber geben nichts auf Alli-terationen und setzen anstatt des zwei-ten „L“ ein „S“.

Zu den Beiträgen Oesterreichs fallen ihnen allerdings auch nicht mehr ein, als: Karl Hans Strobl, Alfred Kubin, Martin Buber, Ernst Weiß, Walter von Molo, Rudolf Kassner, Egon Friedell, Karl Kraus, Josef Roth, Robert Musil, Hermann Broch und Heimito von Do-derer. Von Altenberg keine Spur, und damit es nicht so auffalle, bringen sie Hofmannsthal, Rilke, Weinheber, Zweig, Kokoschka unter anderen Ge-sichtspunkten. (Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne...)

Und weil ihnen von der „Neuen Ly-rik“ (Seite 399) nicht mehr in die Hände gelaufen ist, als das, was man in Deutschland beinahe in der Bildzeitung lesen kann, ist ihnen eine Christine Busta wahrscheinlich die ungarische

(Fortsetzung auf Seite 11)

WORTWECHSEL

Es wird oft bemängelt, der „Fahrende Skolast“ habe sich von seiner ursprünglichen und eigentlichen Bestimmung, nämlich ein Mitteilungs- und Diskussionsblatt zu sein, entfernt. Wo aber bleiben die Beiträge? Oder sind etwa alle Meinungsverschiedenheiten bereinigt und alle Probleme gelöst, so daß es nichts mehr zu sagen gibt? Im Wortwechsel ist Raum für jede Meinung. Oder haben wir keine Meinung mehr?

Da hier persönliche Ansichten abgedruckt werden, so ergibt sich daraus, daß die in diesen Spalten wiedergegebenen Gedanken keineswegs immer mit der Meinung des Vorstandes der Südtiroler Hochschülerschaft übereinstimmen.
Die Red.

Lieber Hansjörg!

Ich kann Dir nicht „Punkt für Punkt den Beweis erbringen“, daß Deine angegebenen Gründe für die Kargheit der einlaufenden Artikel falsch sind; sie sind Deine Vermutungen, die ich als solche anerkenne, die mich aber nicht überzeugen. Nach meiner Ansicht liegen die Wurzeln viel tiefer und ganz wo anders als in der Bequemlichkeit und Faulheit. Wir sind heute nicht mehr zum Gespräch fähig. Ein wahrhaftiges Gespräch setzt voraus, daß ein gemeinsam interessierendes Thema die Grundlage bildet. Nun sag mir bitte nicht, daß der Hochschüler doch für

alles aufgeschlossen sein soll und ihn also im Grunde alles interessiere. — Aber vielleicht hättest Du mit dieser Behauptung recht; und ich würde Dir darauf antworten, daß gerade dieses unterschiedslose Interesse für alles in der Folge die Ursache dafür ist, daß man sich schließlich für nichts mehr eigentlich interessiert. Also Interesse weder für das Lesen irgendeines Artikels im „Fahrenden Skolast“, noch einen solchen zu schreiben; es gibt ja in anderen Zeitschriften oder Büchern über das gleiche Thema eine viel bessere Abhandlung, und wenn nicht über das gleiche Thema, dann vielleicht über noch viel interessantere Themen. Auch ich werde es mir lange überlegen, ehe ich irgend einen allgemeinen Artikel in unserem Blatte lese, und mag er noch so hoch premiert sein. Durch den „Wortwechsel“ fühle ich mich noch am ehesten angesprochen; denn da ist am ehesten eine Spur von einem Gespräch vorhanden. Monologe interessieren mich nicht, sondern nur der Dialog! Ich sagte vorhin, daß wir heute nicht mehr zum Gespräch, zum Dialog fähig sind. Denn was interessiert uns heute noch gemeinsam? Im achtjährigen Gymnasium hat uns Gemeinsames beschäftigt; allerdings auch nicht gemeinsam: denn etwa die Geschichte Italiens, Europas, der Welt, alle mög-

lichen Literaturgeschichten, die im Klassenzimmer und aus trocknen Büchern exerzierte Naturwissenschaft: waren uns nicht in der Weise gemeinsame Herzenssache, daß wir uns damals im Gespräch außerschulisch über den Stoff unterhalten hätten! Sollen wir uns heute noch darüber unterhalten? Und welche gemeinsamen geistigen Interessen bewegen uns nach dem Verlassen der Hörsäle? Der Stoff ist nur für den einzelnen in bezug auf die Prüfung oder seinen späteren Beruf interessant. Und die Kluft ist erst recht da, wenn es sich um verschiedene Fachgebiete handelt. In derselben Weise frage ich weiter, welches gemeinsame Bemühen uns vielleicht im Suchen nach dem Lebenssinn, im Ringen um den Glauben, in der Pflege unserer Heimat verbindet? Haben wir überhaupt noch eine Heimat? Sind wir nicht schon zu sehr Weltbürger (Allerweltbürger) und deshalb heimatlos geworden? Wo ist jene geistige Heimat, zu deren Bereicherung, Verteidigung und Pflege wir uns im Gespräch zusammenfinden? Ich freue mich auf die kommende Rittner Studententagung, in der die Stellung des Südtiroler Hochschülers in der Öffentlichkeit zur Debatte steht. Der Titel scheint mir darauf hinzuweisen, daß zwar die Organisation, nicht aber der einzelne eine bestimmte Stellung in der Öffentlichkeit hat; vielleicht läßt sie sich im Gespräch ermitteln... wenn ein wahrhaftiges Gespräch überhaupt stattfindet.
Josef Oberrauch.

Der Student von heute

(Fortsetzung von Seite 2)

schaftliche Bedrängnis als Entschuldigungsgrund genommen werden. Auch die sonst sicherlich berechnete Klage eines Ordinarius: „Was wollen Sie von den Studenten, sie leben in einer Gesellschaft, in der sich geistig nichts mehr rührt“, kann in diesem Fall nicht vorgebracht werden. Es ist betrüblich, aber meiner Ansicht nach wahr: Der Student von heute will gar keine Allgemeinbildung, vielmehr, es ist ihm völlig gleichgültig, ob er allgemein-gebildet ist oder nicht.

Außerdem aber kann man auch häufig die Beobachtung machen, und zwar vor allem auf der philosophischen Fakultät, daß viele Studenten in ihrem eigenen Studienfach wenig beschnitten sind, da sie recht schnell den nötigen Prüfungsstoff durchkauen und ihn nach der Prüfung schnell vergessen. Ich las ein Buch von Döblin. Fragte mich da nicht ein Germanistikstudent, wer denn dieser Döblin eigentlich sei! Wohl-gemerkt: ein Germanistik-Student. Etwas Ähnliches passierte mir vor einem Jahr, leider auf umgekehrte Art. Ein Münchner Germanist wollte mit mir über Arno Schmidt diskutieren. Sorglos und heiteren Angesichts erklärte ich ihm, daß ich diesen Namen noch nie gehört habe. Das verdutzte Gesicht des Münchners bewog mich, nachher mich über diesen Arno Schmidt zu informieren, und da kam mir erst so richtig zum Bewußtsein, wie schwer ich mich blamiert hatte. Das schreibe ich, damit nicht jemand auf den Gedanken kommt, daß ich mich als einen eingangs zitierten „Ausnahme-

(-studenten“ halte. Sollten meine bisherigen Ausführungen diesen Eindruck erweckt haben, opponiere ich energisch: Ich studiere Germanistik, bin mir aber völlig im klaren, daß ich nur eine blasse Ahnung von meinem Fach habe, ich büffle kurz auf die Kolloquien, vergesse den Stoff aber nach der Prüfung mit einer erstaunlichen Schnelligkeit (Gott geb's, daß mein Professor meinen Artikel nicht liest), schließlich habe ich mir auch vorgenommen, so schnell wie möglich fertig zu werden, auch auf Kosten meiner Ausbildung und meines Wissens (und das ist das Schlechte). Nur was die Wahl meines Studienfaches betrifft, hatte ein heutzutage fast unbegreiflicher Idealismus für einen Augenblick von mir Besitz ergriffen.

Was soll ich zu Charaktermerkmal 3 sagen? Daß der Student von heute häufig seine Berufswahl im Hinblick auf den späteren Geldverdienst trifft, ist hinlänglich bekannt. Sicher sind den meisten von uns jene eigenartigen Individuen bekannt, die Interesse und Begehung für Altphilologie hätten und Maschinenbau studieren. Zur Auflockerung schnell ein Preisrätsel: Frage: Wer ist Schuld, daß der heutige Student materialistisch geworden ist? Antwort: Die Mädchen, weil sie zum Großteil ihre Wahl auf Grund von Autos und dergleichen treffen.

Zum Abschluß aber möchte ich nun doch noch einige vernünftige Worte schreiben, und zwar, um eventuelle Zweifel über Charaktermerkmal 4 zu zerstreuen. Selbstverständlich ist es gut, wenn ein Student sich vornimmt,

so schnell wie möglich sein Studium abzuschließen. Ganz und gar nicht gut ist es aber, wenn der schnelle Abschluß auf Kosten (wie ich bereits weiter oben sagte) einer soliden Ausbildung, eines guten Wissens und des geistigen Horizontes geht. Nicht anders als alarmierend muß man die Tatsache nennen, daß die bundesdeutschen Studenten etwa die großzügigen Honef-Stipendien, die einen Studienaufenthalt im Ausland ermöglichen, zu zirka 90% (die genaue Zahl habe ich leider nicht in Erinnerung) nicht ausnützen. Und was wurde von den Studenten selbst als Grund angegeben? Der voraussichtliche Verlust eines Semesters! Kommentar überflüssig.

Die Mehrzahl meiner Leser wird wahrscheinlich nicht mit meinen Ansichten übereinstimmen. Das eine aber kann niemand leugnen: daß sich der Student von heute gegenüber seinem Kommilitonen von gestern grundlegend geändert hat. Nicht nur die schwere Erschütterung der beiden Weltkriege ist die Ursache, sondern auch die völlige Wandlung der sozialen Gegebenheiten und die immer stürmischer fortschreitende Technisierung spielen eine entscheidende Rolle. Wo und wie sich der Student geändert hat, das herauszufinden, bleibt jedem selbst überlassen. Es ist klar, daß sich dabei die Wege trennen und die Geister scheiden. Ich jedenfalls bin zu diesem Resultat gekommen, wie ich es jetzt im wesentlichen aufgezeigt habe. Es würde mich freuen, wenn andere Ansichten und Anschauungen in der nächsten Nummer dieser Zeitung meine pessimistische These in überzeugender Weise über den Haufen werfen würden. Hansjörg Kucera

JUGENDLICHKEIT ALS IDEAL

(Fortsetzung von Seite 3)

oder ihr Haar weiß puderten. Auch Kinder wurden wie kleine Erwachsene gekleidet, was ihnen ein merkwürdig gespenstisches Aussehen gab. Man betrachte etwa die Meninas auf dem berühmten Bilde von Velasquez, das im Madrider Prado hängt, und man wird verstehen, was gemeint ist. In der Tat beherrscht eine merkwürdige Greisenhaftigkeit das ganze Leben, die sich schon in den späteren Jahren der Herrschaft Kaiser Karls V. darin ausdrückte, daß die Farbe schwarz immer aufdringlicher wurde und daß man jegliche bunte Farbe sorgfältig vermied.

Es ist interessant, die Entwicklung der Bewertung von Jugend und Alter vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart zu verfolgen. Dines läßt sich sagen, daß die Vorstellungen über die Generationen sich immer wieder ändern, wobei die großen kulturellen Revolutionen, etwa vor der Französischen Revolution der deutsche Sturm und Drang, dann in Frankreich während der Revolution und nach dem Sturz von Robespierre oder unter dem Kaiserreich Napoleons und später in der Romantik immer wieder jugendliche Elemente in den Vordergrund rücken, die sich gleichzeitig gegen die alte Ordnung und gegen die Ueberschätzung des Alters erheben. Man kann wohl insgesamt sagen, daß das moderne Lebensgefühl, das sehr wesentlich von der europäischen Romantik vorgebildet wurde, nicht nur der Jugend als solcher eine größere Bedeutung gibt als vorher, sondern gleichzeitig erreicht, daß auch die älteren Jahrgänge sich gewissermaßen an den jugendlichen Lebensstil anpassen. Der Anfang des 19. Jahrhunderts ist durch allgemeine Jugendlichkeit gekennzeichnet. Erst mit der gescheiterten Revolution von 1848 treten wieder Elemente des Alters in den Vordergrund, was zum Beispiel auch durch das Wiederauftauchen der Bartmode gekennzeichnet ist, während viele Romantiker die englische bartlose Mode vorzogen, die schon äußerlich dem Mann ein jugendlicheres Aussehen gibt. Man kann diese Entwicklung an einer wichtigen Persönlichkeit des 19. Jahrhunderts besonders gut beobachten, an Benjamin Disraeli, dem Begründer des zweiten britischen Empire. In seiner Jugend finden wir ihn als einen typischen Jüngling und Repräsentanten der phantasievollen Romantik von 1825-1830. Er strahlt eine geradezu ephemerhafte Grazie und Eleganz aus und ist der vollendete Vertreter der geistvollen Jugend jener Jahre. Später verwandelt er sich in den harten Realisten, wie ihn uns die Bilder aus seinen mittleren Lebensjahren zeigen, der mit einer außerordentlichen Strenge und Gesamtheit eine Altershärte zeigt, wie sie auch für seine Königin, Queen Viktoria, in ihren höheren Lebensjahren bezeichnend wurde. Das viktorianische Zeitalter rückt schließlich nach dem Tode des Prinzen Albert von Sachsen-Coburg im Jahre 1861 in eine merkwürdig starre Alterskultur ein, die alles, was jugendlich ist, zurückweist und mit

unerbittlicher Intoleranz verfolgt und ausrottet.

Dieser viktorianische Alterspuritanismus ist gewissermaßen das Erbe, das das 20. Jahrhundert in Europa vom 19. Jahrhundert übernimmt. Das typische Bild vor dem ersten Weltkrieg waren alternde Matrosen von sage und schreibe ganzen 30 Jahren und ein entsprechendes Bild des Mannes, der, selbst wenn er physisch jung war, alles dazu tut, sich alt erscheinen zu lassen, begonnen mit dem großen Vollbart und überhaupt unterstrichen durch seine ganze bürgerlich zusammengerissene Haltung, die ihn wie in einem Korsett erscheinen läßt, steif, unbeweglich, demonstrativ ernst, puritanisch, wenn auch manchmal zu Ausschweifungen neigend, die er dann sorgfältig vor seiner Umwelt verborgen hält. Aber diese Ausschweifungen wirken gerade darum so unerfreulich, weil sie eigentlich ganz unjugendlich sind. Dies ist die alte Generation, die Max Halbe in seiner „Jugend“ persiflierte und deren Bigotterie seit den 90er Jahren in allen Ländern Europas immer schärfer angegriffen wurde.

Man kann im wesentlichen sagen, daß jene Generation, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ein neues Kunst- und Lebensgefühl entfaltet, auch wesentlich dazu beigetragen hat, den neuen Typ von Jugend und Alter zu prägen. Entsprechend der Umstrittenheit der neuen Kunst beschränkt sich das neue Lebensbild zunächst auf einige wenige, die in keiner Weise für die damaligen Gesellschaften repräsentativ sind. Man kann im wesentlichen sagen, daß bis zum ersten Weltkrieg alles beim alten bleibt. Es gibt vielleicht eine kleine Ausnahme, die weitere Kreise erreichte. Ich denke dabei an den genialen französischen Schneider Antoine Poiret, der kurz vor dem ersten Weltkrieg, ungefähr seit 1910, neue eigenartige Frauenmoden entwirft, die sich endlich freimachen von den komplizierten alten Turnüre und der Frau eine Silhouette wiedergeben, die ihre natürliche ist. Die gerafften, fülligen Gewänder beginnen dabei zurückzutreten, auch beim Repräsentationskleid, und plötzlich taucht eine neue Linie auf, die auch sofort großflächigen Mustern und bunten Farben Raum gibt. Es gibt übrigens eine ganz ähnliche Bewegung wie in Frankreich auch in Deutschland, wo sie etwa bei Max Reinhardt im Deutschen Theater auftaucht, der plötzlich auf der festlich erweiterten Bühne ein neuartiges Farbenspiel zu schaffen wußte, das die Kantigkeit und das Übergangslose Grau in Grau der viktorianischen Alterskultur zum mindesten in Grenzen zu halten begann.

Gewiß finden sich viele Zeichen eines beginnenden Wandels schon vor dem ersten Weltkrieg. Die entscheidende Periode des Wandels, in der wir heute uns noch eingeschlossen fühlen, beginnt jedoch mit den zwanziger Jahren in Europa und Nordamerika. Man sprach damals von den „roaring twenties“, den stürmischen zwanziger Jahren, in denen das durch den Krieg erschöpfte Europa und Nordamerika nicht nur zu einem

bisher noch nie gesehenen Lebensgenuß zurückwand, sondern gleichzeitig auch eine neue Stellung zum Alter einnahm. Die Männer, die vor dem Krieg bereits alt gewesen sind, verjüngen sich plötzlich wieder; das gleiche gilt für die Frauen. Ein gewisser Uebergang wird geschaffen durch die knabenhafte, gertenschlanke Frauenfigur, welche die pompöse Matrone des Vorkriegs ablöst. Gleichzeitig verschwinden alle fülligen Gewandungen. Das Kleid wird definitiv kurz und enganliegend, womit nicht nur die weibliche Figur hervortritt, sondern auch der Fuß und das Bein völlig entblößt werden, alles Dinge, die früher nie gesehen worden waren. Ebenso fallen die vollen, mit der Brennschere künstlich verschnörkelten oder mit Zöpfen turmartig aufgehobenen Frisuren der Vorkriegsfrauen der Schere des Coiffeurs zum Opfer. Die Frau nimmt einen neuen Haarschnitt an, auch im höheren Alter, womit sie deutlich demonstriert, daß sie heute mit 30 Jahren keine Matrone mehr ist. Die Männer entledigen sich ihrerseits der vollen Rauschebärte, sie entledigen sich auch der gewichtig knarrenden Manschetten und Oberhemden. Die Weste fällt weg, die bisher selbst auch aus jungen Männern gravitätisch-steif daherstakende Hagestolze gemacht hatte. Allgemein erblüht ein neuer Stil der Jugend auch bei Personen, die biologisch ein gewisses Alter überschritten haben, das man sonst als Jugend zu bezeichnen pflegte. Im übrigen hat dieser neue Stil der Jugendlichkeit nichts mit dem sogenannten „Jugendstil“ zu tun, der seit dem Beginn des Jahrhunderts in Deutschland eine so merkwürdig verkünstelte und unjunge Atmosphäre geschaffen hatte. In Frankreich sind dagegen die spezifisch jugendlichen Elemente in der Kultur des späten Impressionismus viel ausgeprägter. Von ihnen geht eine direkte Linie zur neuen Jugendkultur der Nachkriegszeit.

Was ist nicht alles über die verruchten zwanziger Jahre gezetert worden. Die Moralapostel ereiferten sich vergeblich über jene 30-, 40- und 50jährigen, die munter Cake Walk, Black Bottom und Jimmy tanzten. Gegenüber der Entfesselung der älteren Jahrgänge war die eigentliche Jugend sogar relativ zurückhaltend; denn sie war noch immer überschattet durch die vielen weltanschaulichen Unklarheiten der Jugendbewegungen. Das aber war das Entscheidende an der neuen Zeit: Nicht daß diejenigen, die physisch jung waren, sich jung gebärdet hätten; vielmehr entdeckten die älteren Jahrgänge eine neue Jugendlichkeit für sich, die damals ein beherrschender Zug unserer modernen Industriekulturen geblieben ist. Interessanterweise ist dieser Zug übrigens viel ausgeprägter in der neuen Welt als in der alten, überhaupt in der angelsächsischen Welt beionter als im kontinentalen Europa, wo sich noch immer die späten Nachwirkungen des viktorianischen Zeitalters spüren lassen. Dagegen hat das ausgeprägte Sportgefühl der angelsächsischen Völker nicht nur den äußeren Anschein der älteren Jahrgänge geändert, sondern auch ihr Gebaren insgesamt, das formloser, direkter und verschnörkel-

ter geworden ist, als es früher jemals war.

Es ist nicht verwunderlich, daß bei einer so ungewöhnlichen kulturellen Umformung gewisse Mißformen entstehen mußten. In der Tat handelte es sich dabei um eine Anpassung an einen total andersartigen Lebenszustand, so daß Uebertreibungen gang und gäbe waren. Es wirkt immer abstoßend, wenn sich Menschen, die physisch wirklich alt sind, wie Halbstarke gebärden. Andererseits wandelte sich auch nach einiger Zeit unter dem Einfluß einer neuen Diät- und Ernährungsvorstellung und überhaupt der Betonung des Lebens an der frischen Luft die physische Gestalt des modernen Menschen. Während der große Bierbauch ein typisches Kennzeichen der vergangenen Generation war, wird plötzlich alles gewichtsbewußt und auf Linie bedacht, Männer wie Frauen. Die Silhouette des modernen Menschen ist in der Tat eine andere geworden. Ich sage damit nicht, daß sie irgendwie natürlicher sei als die der früheren Generationen. Aber ich möchte doch meinen, daß sie lockerer ist, weniger gezwängt und verklemmt. Man bedenke nur, welche Bedeutung es für die Haltung der Frau hat, daß sie das steifmachende Fischbeinkorsett fallen ließ. Die Männer tragen heute insgesamt das von gewissen Arbeiter- und Jugendmoden übernommene Hemd mit angenähertem Kragen. Verschwunden ist der steife Kragen, der mit einem tückisch sich widersetzen Kragenknopf an ein ebenso steifes Hemd geheftet wurde. Regelmäßige Sportübung, ein starkes Bedürfnis für alle möglichen Tätigkeiten außerhalb des Hauses, die noch durch die Wochenendbewegung, speziell im angelsächsischen Kulturkreis gefördert wurde, taten das ihrige, diesen neuen Charakter profiliert auszubilden und zu gestalten.

Ich möchte hier der Meinung Ausdruck geben, daß diese neue Lebensform, die ich soeben in ihrer Entstehung zu beschreiben versuchte, nicht nur vorübergehender Natur ist. Sie gehört wesentlich zur Struktur unserer modernen Gesellschaften, so wahr die Tatsache einer außerordentlichen Lebensverlängerung ein wesentliches Merkmal der fortgeschrittenen Industriegesellschaften ist.

Es mag nun paradox erscheinen, wenn man sagt, daß eine allgemeine Lebensverlängerung das Idealbild allgemeiner Jugendlichkeit fordert. Das ist aber wohl nur äußerlich paradox und läßt sich leicht verständlich machen, wenn man die Struktur des Lebensablaufs eines Durchschnittsmenschen in unseren modernen Gesellschaften verfolgt.

Zunächst finden wir eine außerordentliche Komplizierung des Berufslebens, die einen wesentlichen Zug der Jugend, nämlich das Lernenmüssen, viel länger andauern läßt, als das jemals früher der Fall gewesen ist. Die älteren Statistiken setzen den Beginn der vollen Erwerbstätigkeit früher mit 14 Jahren an. Heute kann man kaum mehr von einem ungelerten Arbeiter sagen, daß er mit 14 Jahren voll erwerbsfähig sei. Vielmehr sind die Ansprüche für die Ausbildung so groß geworden, daß das Datum für den Beginn der vollen Erwerbstätigkeit immer

weiter verschoben werden muß, und zwar selbst bei den reinen Arbeiterberufen. In noch viel höherem Maße gilt das für andere Berufe, in höchstem Maß für die sogenannten akademischen Berufe, die unter Umständen erst mit 30 Jahren in die volle Erwerbstätigkeit eintreten.

Diese Situation hat notwendigerweise eine wesentliche Verlängerung der eigentlichen Jugend zur Folge, die sich heute von etwa 16—17 Jahren bis zu 30 Jahren hinzieht. Somit ist bereits eine beträchtliche Verlängerung des Attributs der Jugendlichkeit in die Reihe der älteren Jahrgänge erreicht. Um ermessen zu können, in welchem Ausmaße das der Fall ist, brauchen wir nur daran zu denken, daß wir vorher von 30jährigen Matronen gesprochen haben. Jetzt dagegen sprechen wir von 30jährigen Jugendlichen, die gerade erst ihre Berufsausbildung abgeschlossen haben.

Nebenbei bemerkt, zeigt das bereits deutlich eine Ueberwindung bestimmter physiologischer Gegebenheiten durch die Anforderungen der kulturellen Konstellationen; denn der Physiologe und der Mediziner lassen den Prozeß des Alterns mit etwa 20 Jahren beginnen, während wir eben davon gesprochen haben, daß die Periode der Jugendlichkeit sich bis zu 30 Jahren hinzieht. Die darauffolgende Periode bedeutet dann aber ebenfalls keinen plötzlichen Umschlag in eine feste Dauerform, die gewissermaßen die Endform des menschlichen Lebens darstellt. Dank der präventiven Medizin und überhaupt der ganzen Entwicklung von Hygiene und Diät ist die durchschnittliche Lebenserwartung in unseren Gesellschaften im letzten halben Jahrhundert außerordentlich gestiegen. So kann man sagen, daß die Periode von 30 bis 60 Jahren zwar zweifellos neue physische Symptome des Alterns bringt, daß aber, von Ausnahmen abgesehen, noch nicht von einem sozialen Altern gesprochen werden kann. Auch da nicht, und gerade da nicht, wo die durchschnittlich akzeptierte Altersgrenze für den Beruf eine Neigung zeigt, sich mehr und mehr nach oben zu verschieben. Da heute in der Tat der Mensch mit 65 Jahren noch lange nicht in seinen sozialen und produktiven Möglichkeiten erschöpft ist, sehen wir überall eine mit der Zeit sich immer deutlicher ausprägende Jugendlichkeit des Lebensstils auch in Perioden des späteren Lebens Platz greifen. Ich möchte so sagen: dies hängt im Grunde irgendwie mit einem besonders ästhetischen Bild von der heutigen sozialen und wirtschaftlichen Wirklichkeit zusammen. Genau wie unseren Fabriken ihren äußeren Aspekt verändert haben und von düsteren, staubigen und verrauchten Produktionswerkstätten zu architektonischen Kunstwerken geworden sind, so hat auch der Mensch seine äußere Physiognomie verändert. Eine gewisse kosmetische Diätetik wird Pflicht nicht nur für die alternde Frau, sondern auch für den Mann, wie ein Blick über die Annoncen in den großen Modezeitschriften beweisen mag. Jugendliches, frisches, straffes Aussehen und die entsprechende Elastizität erscheinen als Bedingungen der Existenz, die gewissermaßen das Eintrittsbillet in die alltägliche Gesell-

schaft darstellen. Das amerikanische Keep Smiling, ebenfalls ein Ausdruck der Jugendlichkeit, ist gewissermaßen zu einem ästhetischen Firnis des Lebens geworden, der die Wichtigkeit der zu treffenden Entscheidungen und auch die Härte der Anspannung, in der heute insbesondere die gehobenen Positionen im Wirtschaftsleben stehen, durch eine betonte Formlosigkeit und, ich möchte sagen, Beschwingtheit des alltäglichen Verkehrs auszugleichen versucht.

Die Jugendlichkeit als Ideal moderner Gesellschaften nährt sich in der Tat aus zahlreichen verschiedenen Quellen historischer Natur. Sie ist aber darüber hinaus noch getragen von einer besonderen Strukturverfassung unserer Gesellschaften, in denen der Mensch, sehr im Unterschied zu früher, ein ungewöhnlich hohes Durchschnittsalter erreicht und sich in diesem gewissermaßen heimisch einrichten mußte. Das heißt nicht etwa, daß es in unseren Kulturen keine Periode des eigentlichen Greisenalters gäbe. Diese ist selbstverständlich auch heute noch da, und stellt, wie wir wissen, ganz besonders schwerwiegende Probleme der Anpassung, ganz abgesehen davon, daß einzelne Menschen sich bis ins allerhöchste Greisenalter hinein ihre volle Vitalität zu bewahren und ganz ungewöhnliche Arbeitslasten zu tragen vermögen. Das hat zur Folge gehabt, daß für die mittleren Jahrgänge von 30 bis 60 oder 65 Jahren eine neue äußere Darstellung des Lebens gefunden werden mußte, die sich der Mittel bedient, die am Anfang des 20. Jahrhunderts bereit lagen: nämlich einer kulturellen Erhöhung des durchschnittlich immer härter gewordenen Lebens durch eine ästhetische Transfiguration, die von einer Hoffnung oder auch von der Wirklichkeit einer ungewöhnlich verlängerten Jugend getragen wird.

Gaudeamus

Am 27. Mai dieses Jahres führten an der Universität Innsbruck zwei unserer Kollegen das Studium zu Ende. Es sind dies unser ehemaliger Präsident Günter Regensberger, der zum Magister der Pharmazie spondierte und Adolf Wallnöfer, der zum Doktor der Medizin promovierte. Günter Regensberger ist wohl allen, auch den noch jüngsten Kollegen als Präsident der SH, unserer Gemeinschaft in hellster Erinnerung. Er gehört zu jenen Kollegen, die unserer Organisation zuerst auf die Beine halfen und in unermüdlicher und wirklich selbstaufopfernder Arbeit ihre ganze Kraft und Zeit aufwandten, um ihr Geltung zu verschaffen und den Fortgang zu ermöglichen. Seine Tätigkeit als Präsident wird man um so höher schätzen, wenn man in Betracht zieht, daß er zur gleichen Zeit noch das Amt des Verbindungsmannes in Innsbruck bekleidete. Man muß schon sagen bekleidete, denn er war es, der eine Bude ausfindig machte, sie einrichtete und dem damals noch etwas verlau-

Das zornige Gedicht

Das Ideal vieler Schriftsteller ist, ein „flüssiges“ Deutsch zu schreiben. Wie aber, wenn der Gegenstand, den der Dichter zu bewältigen hat, oder der ihn bewältigt, keine „flüssige“ Sprache verträgt?

Enzensberger will seine Gedichte verstanden wissen als Inschriften, Plakate, Flugblätter, in eine Mauer geritzt, auf eine Mauer geklebt, vor einer Mauer verteilt; nicht im Raum sollen sie verklingen, in den Ohren des einen, geduldigen Lesers, sondern vor den Augen vieler, und gerade der Ungeduldigen, sollen sie stehen und leben, sollen auf sie wirken wie das Inserat in der Zeit-

HANS MAGNUS ENZENSBERGER:
„Verteidigung der Wölfe“. Gedichte.
Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. Main.
1959.

fung, das Plakat auf der Litfaßsäule, die Schrift am Himmel. Sie sollen Mitteilungen sein, hier und jetzt, an uns alle, sollen, wo sie „freundlich“ sind, von Paradiesen künden, die wir nicht sehen, wo sie „traurig“ sind, gegen die Klagemauer tönen, an der wir vorbeifließen, und wo sie „böse“ sind, den Zorn der Welt vermehren um ein Gran“.

Seine Gedichte haften sich an wie das grinsende Gesicht auf jenem Werbeplakat für Rasierklingen — und lassen einen nicht mehr los, bis man sich fragt, was sie eigentlich wollen. Sogar der Geduldige beginnt diese „Last“ abzuschütteln. Was will denn eigentlich Kunst? Was anderes, als uns die Augen auszuwischen, am Kragen zu packen? Dazu sind freilich „vokabeln ohne aroma, keineswegs holzfrei“ notwendig, und „wenn schon moderne“ (lies echte, zeitlose), „verzicht auf belcanto“.

fenen Durcheinander nicht nur Kleid, sondern auch Ansehen ab.

Bei der Sponson waren seine Eltern, seine Schwester (bekannt als Taxifahrerin für den Bruder während dessen Amtszeit), Dr. Senn, Freund und Gönner der SH, in jeder Situation und Zeit, dessen Gattin und einige Kollegen anwesend.

Gaudeamus igitur! Aber Fahrten, Stipendienangelegenheiten, Skolastenköpfe, Vorstandssitzungen, Rügen, Tagungen waren eher aufpeitschende Gifte seines Ladens, mehr als nur Hypothesen — er vertauschte sie nun mit der Apotheke. Verkomme er uns nicht bei den Medizinern! Dagegen wüßten wir kein Heilmittel.

Daß er auch weiterhin uns ein Freund sein wird, erschen wir daraus, daß er auf der ersten Seite seiner Promotionseinladungen das Abzeichen der SH, welches er ja eingeführt hatte, abbilden ließ. Sie blickt zwar etwas finster, die Eule, und das Buch ist auch geschlossen, aber wer hat schon Einblick in das Buch der Zukunft genommen, ohne finster zu blicken. Gottlob gibt es weiterhin Arzneien!

Diesem Grundsatz ist Enzensberger denn auch treu geblieben. Seine Sprache ist den Leuten gegenüber, die die „prozession“ nicht aus innerem Bedürfnis mitmachen, sondern nur um dem Zeitgeist zu frönen, schonungslos hart. Da zeichnet er Agitatoren (Leute, die, ursprünglich Lasttiertreiber, im römischen Zirkus zu Wagenlenkern avancierten und heute Personen sind, die das Ziel verfolgen, politische oder soziale Aktionen auszulösen), die Hymnen „aufs Pflaster kotzen“. Angebetet wird Gott während dieser Prozession von „rüsselnden Händlern, onanierenden parlamenten, engerlingen in uniform“, die vor lauter Eifer sogar „sabbern“ (den Speichel fließen lassen). Darum „sien gelobt die räuber“, die sich nicht „aufs faule bett des gehorsams werfen“, und die Wölfe, die sich nicht „selbst die zähne ziehen“, und die Geier, von denen man nicht verlangen kann, daß sie „vergiftmeinnicht fressen.“ „In lesebuch für die oberstufe“ möchte er den Schülern geschrieben haben: „keine oden zu lesen, sondern fahrpläne zu studieren, weil sie genauer sind“. Gedruckte Enzykliquen wären eventuell zum Feuermachen zu benutzen und Manifeste dazu, „butter einzuwickeln und salz für die wehrlosen“. Man muß dem Dichter nur beipflichten, denn weltanschauliche Wahrheit ist abhängig vom Maß ihrer Erlebtheit und vom Grad ihrer Umsetzung in Seelenkraft und tätige Gesinnung. Und dazu fällt mir ein, daß Karl Kraus den Ausspruch getan hat: „Wer von Berufswegen über die Gründe des Seins nachdenkt, muß nicht einmal soviel zustandebringen, um seine Füße daran zu wärmen. Aber beim Schuhflicken ist schon manch einer den Gründen des Seins nahe gekommen.“

Am selben Tag promovierte Adolf Wallnöfer. Verzeih er mir, wenn ich ihn erst an zweiter Stelle bringe. Aber der Arzt ist eigentlich doch immer nach dem Apotheker zu erwählen, wengleich er zuerst die Uebel entdeckt (oder schafft), denn gäbe es nicht die Medizin beim ersteren, könnte der Doktor universae medicinae doch weder Rat noch Gesundheit schaffen.

Als Verbindungsmann der Hochschulgruppe Innsbruck war und ist er als der bekannt, der es besonders verstand die Gruppe zusammenzuhalten. Studentenlieder wurden seitdem auch bei uns heimisch.

Und ich glaube noch dieses Jahr hat er etwas vor, was mit heimisch werden und nisten zu tun hat, lassen wir uns überraschen! Doch durch seine Kunst als Medicus möchten wir, sollten wir so „tief sinken“ nicht überrascht, eher schon rasch über und über geheilt werden.

Trotz des Doktors und Magisters muß ich am Schluß zum Lehrer werden: vergeßt unsere Schule nicht!

Hans Magnus Enzensberger wurde 1929 in der Geburtsstadt Ganghofers geboren (einer schreibt, weil er muß, ein anderer, weil er es notwendig hat...), ist Doktor der Philosophie und lebt seit Sommer 1957 in Norwegen. Er muß ein fleißiger Zeitungsleser sein, weiß er doch ziemlich Bescheid über Konjunkturen, kennt die Bildzeitung genauso wie die Sprache von Professoren, die sie „als vorwand für den lehrstuhl“ gebrauchen — und wünscht doch nichts sehnlicher als „mit ziegenhärten im regen zu kauern und“ sich „mit ballerinen und korbmachern zu besprechen“.

Was die Stilform angeht (außer der Kleinschreibung), so wechseln miteinander ab: schlichte Reihung, kunstvolle Fügung und beiläufiges Bekenntnis, leise prosanahe Rede und enthusiastisch gesteigerte Verse.

Ich rate jedem, der glaubt, Gedichte lesen zu müssen, seine „bösen“ zuerst zu lesen. Und hat der Leser bei der zweiten „Durchsicht“ das Gedicht noch nicht verstanden — so ist ihm das Lob des Dichters sicher.

Leonhard Paulmichl

Literaturgeschichte leicht gemacht

(Fortsetzung von Seite 7)

Tiefebene (nicht zu verwechseln mit der Dichterin Pusztta) und Christine Lavant ein nach einer Frau benannter Fluß.

Die Schweizer scheinen bei ihnen auch nicht hoch in Kurs zu sein, denn Max Frisch und Friedrich Dürrematt fallen unter „Das fragwürdige Eigenheim“ (Seite 378). Fehlt nur noch, daß sie einen Zollinger oder Rychner erwähnten, dann wäre man frisch und froh schach-matt.

Bei Benn (Seite 281) heißt es ganz schlicht: „Sein Vater war Pfarrer, die Mutter Westschweizerin...“ Seitdem weiß ich, daß mein Pfarrer und Literaturhistoriker von Geburt und ein Westschweizer und Deutscher als Beruf ist.

Auf Seite 371 überrascht mich der Satz: „Ilse Aichinger macht in ihrem Roman „Die größere Hoffnung“ (1948) die Unweltkulisse von Beginn an fließend, lokalisiert nicht genau, überlappt Einzelteile, man weiß nicht immer, auf welcher Ebene man steht“. Aus dieser Phrase werde nun einer klug! Nach längerem Hin und Her beschloß ich davon überzeugt zu sein, daß, wie Ilse Aichingers Roman „Die größere Hoffnung“ liest, zwar nicht immer weiß, daß einzelne Lappen schon von Beginn an um die Weltkulisse fließen und schon deshalb nicht genau zu lokalisieren sind, aber doch immerhin mit ihren (der Dichterin) eigenen Gedanken in Berührung kommt, dann allerdings auch immer weiß, auf welcher Ebene man hier steht; auf der schiefen.

Von Ernst Stadler steht (Seite 217) buchstäblich nur, daß er geboren und gestorben ist und den Namen eines Tucholsky, den findest du nicht.

Mit solchen Kameraden will man nichts gemeinsam haben, nicht einmal „einen solchen Schwung, eine solche behende Lust und Leichtigkeit“. Man telefoniert nach Kiblingen um zwei Flaschen Bitterwasser.

Leonhard Paulmichl

der Fahrt wurde ebenso schweigend zurückgelegt wie der erste und als wir endlich in ein riesiges Depot einfuhren, gestattete mir mein guter Geist, den Rest der Nacht auf der Liegestatt in der Fahrerkabine zuzubringen. Wie ein Sack fiel ich hin und hörte kaum mehr, wie er das Gehäuse abspernte. Nun ruhte ich in Abrahams Schoß!...

Punkt acht Uhr erschien mein Trapper und bei einem frischen Kaffee nahmen wir Abschied: „Ci sono ancora galantuomini in Italia...“

Lachende Sonne und Bolognas reges Treiben umfingen mich bald. Die Stadt wird „la grassa“ und „la dotta“ genannt, letzteres merkt man wohl nur auf der Universität, die ich natürlich instinktgemäß mied, während das erste sofort in die Augen fällt. Nirgends sah ich so hochgestapelte Fruchtkörbe, und der Atem der Laubenstadt weht fett. Die ganze Stadt scheint in Blüte, bis zu den quicklebendigen Mädchen herauf, die in dieser Stadt mehr aus Fleisch und Blut zu bestehen scheinen als anderswo.

Um in dieser Atmosphäre nicht ebenfalls Fett anzusetzen, unternahm ich eine Schlankheitstour auf den „torre degli asinelli“, der wie eine Nudel aus dem Geflecht der Häuser emporschießt. Der Rundblick lohnt sich. Man glaubt im Mittelpunkt eines Spinnennetzes zu sitzen, von dem die Straßen gleich Fäden auseinanderlaufen und in der grünen Unendlichkeit verschwinden. Mit dieser grünen Ebene ist Bologna unlösbar verbunden. Am Morgen strömen die Bauernkarren in die Stadt, und sie schickt dafür die flitzenden Autos hinaus. Die Stadt gibt sich bewußt ländlich und weiß dabei doch um ihren Zentralcharakter. Man könnte sie lieb gewinnen.

Leider fehlte mir dazu die Zeit. Mein finanzieller Fundus zeigte bedenkliche Lücken, und so hieß es vorwärts!

Ravenna darf keineswegs übergangen werden. In dieser Stadt wirken alle guten Geister des Altertums. Griechentum, Römertum und hellenistisch frühchristliche Stadtkultur sind in diesem „stillen Nest“ gleichsam konserviert erhalten.

Und im uralten Sant'Apollinare, der goldstrahlende Christus in der Mandorla, er lenkt das Auge sehnsüchtig gegen Osten, zum Meer, übers Meer: „Ex oriente lux.“

Mehr als je zum Fremdling geworden, scheidet man aus diesen Mauern, man hätte hier eine Heimat! Doch mich trieb's weiter. Eine Besessenheit zu schauen, zu raffen, hatte mich erfaßt. Es wird dieselbe sein, mit der ich als vierjähriger Bub zitternd vor Begierde das dicke Bilderbuch vom weihnachtlichen Gabentisch riß und als Zwölfjähriger mit Rucksack und Wanderkarte durchbrannte, dieser verdammte Brand im Innern, der keine Ruhe aufkommen läßt und, leider, auch keine Anschauung, sondern von Bild zu Bild eilt und alles gierig in sich hineinfrisßt, der Moloch Unrast. Das Glück begünstigte diesen Unruheufel: Ravenna — Ferrara — Padua — Treviso — Vittorio Veneto, alles im Rekordtempo: „Kaum begrüßt, gemieden.“ Ich kam auf dieser Strecke nie aus dem Auto. Und als ich

hinter Vittorio Veneto, dem Geheimpförtlein in die Alpen, wieder an der Straße stand, verwischten sich die Bilder: glitzerrnde Ebene, würfelförmige Bauernhäuser, Weingüter und Maisfelder, darüber die kahlen Alpenvorberge des Trevisanerlandes. Eindrücke am Fließband, der schnellste und ärmste Teil der Reise. Schade! Es soll ein Wink für ein anderes Mal sein.

Wieder einmal stoppte ich einen Lieferwagen. Der Lenker, ein Kleinkaufmann aus Belluno, entpuppte sich nach ein paar Worten als eifriger „comunista“. Während nun der vollbepackte „Topolino“ die kurvenreiche Straße ins Cadore emporschnaupte, erklärte mir der gute Mann unermüdlich Nutzen und Vorteile des marxistischen Bekenntnisses, und je mehr ich mich der dürrtigen Herrlichkeit und großartigen Kargheit der Gegend zu widmen versuchte, um so mehr sprach er auf mich ein. Auf einer Terrasse hoch über dem grünen Lago di Santa Croce wurde die Debatte fortgesetzt und ich ließ mir das große Glas Wein, das mein Apostel im Dienste des Weltkommunismus aufmarschieren ließ, wohlschmecken. Als dialektisch Ungeschulter beschränkte ich mich darauf, hin und wieder ein schüchternes „ciònonostante“ oder „però“ einzuwerfen, ohne mir den Ausblick auf den lieblichen See und den mäßigen

Col Nudo, der wie ein drohender Landsknecht das Tal zu versperren scheint, verderben zu lassen.

In der Hoffnung, nach Verwirklichung der allgemeinen Gleichheit im perfekten Kommunismus des Auto-stoppens enthoben zu sein, wie dann ja alle zu Fuß gehen oder in einem Auto sitzen, wie es die Gleichheit fordert, schied ich an der Abzweigung nach Cortina von meinem Schulmeister. Ein großes Gewicht war von mir abgefallen und ich trampelte mutig weiter, obwohl die Dolomiten ihre Nebelkappen in eintönigem Grau bis in die grünen Almen herabgezogen hatten und ein prickelnder Eiswind Regen und Schloffen dahcrpeitschte.

Pieve di Cadore und Cortina, die beiden Weltkurorte, zeigten ihr graues Gesicht, wohl weil sie wußten, wie ich bei Kasse stand und ein solch armer Stromer ganz und gar nicht in diese piekfeine Umgebung paßt. Andererseits hatte ich beide Orte auch schon bei schönerem Wetter gesehen und trollte mich also wieder an den Straßenrand. Wohl das letzte Mal.

Das Bilderbuch war ausgeblättert, mehr oder minder schnell und nur im Vorübergehen. Selten war ich stehen geblieben, manches Schöne hatte ich in der Eile überschlagen, manchmal fand sich auch ein leeres Blatt, weil ich es nicht zu füllen vermochte.

Die letzte Seite bleibt noch zuzuschlagen, der Inhalt gehört der vergoldenden Erinnerung.

MITTEILUNGEN

Kunstaussstellung

Die im vorigen Jahr aufgegriffene Idee weiterbauend, veranstaltet die Südtiroler Hochschülerschaft auch heuer wieder eine Kunstaussstellung. Sie findet während der Meraner Hochschulwochen vom 11. bis 22. September in einem Raum des Meraner Kurhauses statt und umfaßt heuer mehrere Gebiete: Malerei, Plastik, Graphik, Architektur usw. Kolleginnen und Kollegen werden aufgefordert, eifrigst mitzutun. Einreichetermin der Arbeiten an die Südtiroler Hochschülerschaft: 25. August.

Leichtathletikvorschau:

Während der zweiten Woche der Meraner Hochschulwochen werden sich unsere Sportler wieder einen Leichtathletikwettkampf liefern, bei welchem jedoch in diesem Jahre nur Hoch-

schüler und solche Studenten, die bereits in der Frühjahrssession ihre Reifeprüfung bestanden haben, teilnahmeberechtigt sind. Diese Regelung wurde aus organisationstechnischen Gründen notwendig. Ferner wird ein und derselbe Sportler lediglich bei zwei Disziplinen und bei der Staffette mitkämpfen dürfen.

Zur Austragung gelangende Disziplinen: 100-m-Lauf, 400-m-Lauf, 1500-m-Lauf, 4 x 100-m-Staffette, Hoch- und Weitsprung, Kugel, Diskus, Speer.

Wissenschaftliche Weiterbildung

Es besteht für Südtiroler Jungakademiker mit abgeschlossenem Studium jeder Fachrichtung die Möglichkeit, in Deutschland unter günstigen Bedingungen sich wissenschaftlich weiterzubilden. Nähere Auskunft im Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II.

Herausgeber: Südtiroler Hochschülerschaft, Redaktion: Hans Wielander. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Rainer Seberich. Druck: Athesia, Bozen. Verwaltung: Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II. — Eintragung Tribunal Bozen R. St. 3/56, Dekret vom 18. Juni 1956. — Der Fahrende Skolast — Südtiroler Hochschülerzeitung. Sped. in abb. post. — Gruppo IV